

DISKUSSION

JAHRBÜCHER FÜR GESCHICHTE OSTEUROPAS, 71, 2023/3, 463–469

ANDRII PORTNOV

Neuerscheinungen seit dem 24. Februar 2022 zur Ukraine und ihrer Geschichte

Sabine Adler

Die Ukraine und wir. Deutschlands Versagen und die Lehren für die Zukunft

Berlin: Links, 2022. 247 S. ISBN: 978-3-96289-180-0.

Katrin Eigendorf

Putins Krieg. Wie die Menschen in der Ukraine für unsere Freiheit kämpfen

Frankfurt/Main: Fischer, 2022. 256 S., 1 Kte., Abb. ISBN: 978-3-10-397195-8.

Manfred Quiring

Russland. Ukrainekrieg und Weltmachtträume

Berlin: Links, 2022. 303 S. ISBN: 978-3-96289-182-4.

Steffen Dobbert

Ukraine verstehen. Geschichte, Politik und Freiheitskampf

Stuttgart: Klett-Cotta, 2022. 208 S., 2 Ktn. ISBN: 978-3-608-96599-5.

Steven Derix / Marina Shelkunova

Selenskyj. Die ungewöhnliche Geschichte des ukrainischen Präsidenten

Hamburg: Edel, 2022. 191 S., 11 Abb. ISBN: 978-3-8419-0829-2.

Sergii Rudenko

Selenskyj. Eine politische Biografie

Aus dem Ukrainischen übers. von Beatrix Kersten und Jutta Lindekugel. München:

Hanser, 2022. 224 S. ISBN: 978-3-446-27576-8.

Wojciech Rogacin

Selenskyj. Die Biographie

Aus dem Polnischen von Benjamin Voelkel. München: Europa, 2022. 256 S., Abb.

ISBN: 978-3-95890-538-2.

Gwendolyn Sasse

Der Krieg gegen die Ukraine. Hintergründe, Ereignisse, Folgen

München: Beck, 2022. 128 S., 4 Ktn. = C. H. Beck Wissen, 2943. ISBN: 978-3-406-79305-9.

Der umfassende Angriff Russlands gegen die Ukraine am 24. Februar 2022 war ein echter Schock und ein Katalysator für eine Reihe von politischen, wirtschaftlichen, militärischen und kulturellen Veränderungen in Europa. Was ist passiert? Wie konnte es im 21. Jahrhundert zu einer solch offenen militärischen Invasion gegen einen souveränen Staat kommen, dessen Grenzen vom Aggressor selbst auf der Grundlage des Völkerrechts formell anerkannt wurden? Warum haben die Europäische Union, die UNO oder die OSZE den Ausbruch eines blutigen Krieges nicht verhindert? Welche grundlegenden Fehler hat die deutsche und im weiteren Sinne die europäische Politik gemacht? Die Suche nach Antworten auf diese Fragen und der Versuch, die dramatischen Ereignisse im Herzen Europas zu verstehen, führten zu der Rhetorik der „Zeitenwende“, die mit einer Rede des deutschen Bundeskanzlers wenige Tage nach dem russischen Einmarsch in der Ukraine ihren Anfang nahm.

Mit diesen Fragen setzt sich die Berliner Journalistin Sabine Adler, Osteuropa-Korrespondentin des Deutschlandfunks, in ihrem instruktiven Buch *Die Ukraine und wir* auseinander. Der erste Satz darin lautet: „Den Krieg in der Ukraine hat niemand vorhergesehen.“ (S. 7) Einen der Gründe dafür nennt die Autorin sogleich selbst, wenn sie zurecht eine offensichtliche, schmerzliche Wahrheit konstatiert: „Von Deutschland wird die Ukraine, obwohl sie das zweitgrößte Land Europas ist, jahrelang übersehen.“ (S. 15) Wie konnte das passieren? Die Journalistin sieht den Hauptgrund in den Traditionen der deutschen Ostpolitik, die „am Ende die Interessen aller osteuropäischen Partner außer denen Russlands ignoriert hat“ (S. 30). Gehört diese Ignoranz gänzlich der Vergangenheit an? Eine indirekte Antwort gibt die treffende Kritik der Autorin an der Zeitenwende-Rede des Bundeskanzlers vom 27. Februar 2022, die zu den besten Seiten des Buches (S. 190–198) gehören.

Nicht weniger wichtig ist Adlers These über den bei den Deutschen sehr verbreiteten „Irrglauben, dass sie, wenn sie Russland kennen, auch genug über die Ukraine wüssten“ (S. 107). Ausführlich schildert die Autorin anhand eigener Reporterbeobachtungen die Propagandageschichte von den „Neonazis auf dem Maidan“ und bestreitet mit Recht die in Deutschland erstaunlich weit verbreitete Gleichsetzung der über das Dritte Reich triumphierenden UdSSR ausschließlich mit Russland. Generell orientiert sich Adlers historische Darstellung der Ukraine an Timothy Snyders *Bloodlands*-Metapher. Zur Frage der Zukunft äußert Adler die Überzeugung, dass die Ukraine das Potenzial hat, mit Unterstützung der EU „den Krieg zu gewinnen“ und „Teil der europäischen Familie zu werden“ (S. 230).

Eine weitere Publikation, die von einer Journalistin – auch im Namen des „Wir“, also der deutschen Gesellschaft, – als Beitrag zu diesem Thema vorgelegt wurde, ist das offenerherzige, engagierte und wichtige Buch der ZDF-Korrespondentin Katrin Eigendorf. Der Titel enthält bereits zwei Schlüsselformulierungen: *Putins Krieg* und der Kampf der Ukrainer *für unsere Freiheit*. Das Wort *unsere* ist hier von zentraler Bedeutung, signalisiert es doch, dass die Autorin den von Putin entfesselten Krieg nicht als lokalen Konflikt begreift, sondern als Manifestation der globalen Konfrontation zwischen Demokratie und Autoritarismus, zwischen dem Völkerrecht und den Versuchen, dieses mit Gewalt auszuhebeln. Für sie ist es ein Krieg, in dem sich entscheidet, „in welcher Welt wir leben werden“ (S. 15). Eigendorf fügt der Logik von Putins Aggression die unmittelbare Be-

drohung seines Regimes durch das zunehmend erfolgreiche politische Konkurrenzmodell in der Ukraine hinzu. Sie würdigt auch die beachtlichen Erfolge von Putins Informationskriegführung, der es insbesondere in Deutschland gelungen sei, „Zweifel, Verunsicherung, Ungewissheit“ zu säen (S. 14). Deshalb, so die Autorin, hätte das Bewusstsein für die Zeitenwende in Deutschland „früher kommen müssen“ (S. 15).

Katrin Eigendorf arbeitete seit 1993 mehrfach als Korrespondentin in Moskau und ist derzeit internationale Sonderkorrespondentin des ZDF. Für die Zeit bis 2014 gibt sie selbstkritisch zu: „Ich habe in all den Jahren nicht ein einziges Mal über die Ukraine und ihre Wunden aus dem Zweiten Weltkrieg nachgedacht oder gar berichtet.“ (S. 191). Wie Adler betrachtet Eigendorf die ukrainische Geschichte durch das Prisma der *Bloodlands*-Metapher: Sie erinnert an die Kolonialpolitik des Dritten Reiches, versucht, die komplexe Sprachenfrage zu erklären, und widerlegt die verbreitete These, dass „die russische Sprache in der Ukraine diskriminiert wird“ (S. 63). Die Autorin zeichnet ein kontrastreiches Bild der modernen Ukraine. Für Eigendorf ist es einerseits „ein bitterarmes Land“ mit „korrumpierten Eliten“ und „fehlender Rechtssicherheit“ (S. 82), andererseits ein Land von außerordentlicher „Vielfalt und Schönheit“ (S. 94). Jedes Kapitel des Buches ist nach einer ukrainischen Stadt oder Ortschaft benannt. Auf der Grundlage der Geschichten, die Menschen ihr dort erzählen, versucht sie, Antworten auf ihre alles andere als trivialen Fragen zu geben: Warum hat die Ukraine die ersten Tage und Wochen der umfassenden Aggression überlebt? Warum haben nicht nur Putin, sondern auch westliche Geheimdienste die Lebensfähigkeit und Stärke der ukrainischen Gesellschaft, Armee und Regierung grundlegend falsch eingeschätzt? Schließlich wirft Katrin Eigendorf – wie schon im Titel angekündigt – die Frage auf: Ist Putin allein für den Krieg verantwortlich? Warum ist es den russischen Eliten und der Gesellschaft nicht gelungen, sich den allmählich wachsenden autoritären Tendenzen wirksam zu widersetzen?

Ein weiterer Journalist, Manfred Quiring, der 1982–1987 und 1991–1995 als Korrespondent der *Berliner Zeitung* in Moskau tätig war, liefert mit seinem Buch *Russland. Ukrainekrieg und Weltmachtträume* eine tiefgehende Analyse der russischen Politik, ihrer Beweggründe und Auswirkungen. Die überarbeitete Auflage des erstmals 2020 erschienenen Werks enthält ein letztes Kapitel über den Angriff auf die Ukraine. Der Autor interessiert sich für das Wesen des Putinismus, die Kreml'-Propaganda und die globalen Ambitionen der Russländischen Föderation. Die fundierte und detaillierte Analyse des Autors führt ihn zu dem Schluss, dass die Unterstützung der Ukraine durch Deutschland und die demokratische Welt für die Verteidigung des Völkerrechts, der pluralistischen politischen Ordnung und des demokratischen Entwicklungsmodells unerlässlich ist. In seinem Buch vergleicht Quiring wortgewandt den 24. Februar 2022 mit dem 22. Juni 1941 (S. 231) und schließt mit einer alarmierenden Betrachtung über die möglichen Folgen eines russischen Einsatzes chemischer oder taktischer Atomwaffen sowie der Reaktionen seitens der NATO darauf.

Warum und wie hat die Ukraine dem massiven Angriff der russischen Truppen am 24. Februar widerstanden? Diese Frage versucht der Reporter Steffan Dobbert in seinem Buch mit dem vielsagenden Titel *Ukraine Verstehen* zu beantworten. Der Autor schlägt vor, die gesamte Geschichte der Ukraine „als endloses Ringen um Selbstbehauptung und Befreiung“ (S. 9) zu betrachten. Das erste Kapitel des Buches ist Taras Ševčenko gewidmet, was u. a. ein Hinweis auf die Bedeutung des poetischen Wortes und im weiteren Sinne der Kultur für das Verständnis der Ukraine ist. In den folgenden Kapiteln schreibt Dobbert über den Historiker Mychajlo Hrušev's'kyj und die Debatte über die „nationale Zugehörigkeit“ der mittelalterlichen Kiever Rus', über die Geschichte der Kosaken und

den Aufstand von Bohdan Chmel'nyč'kyj, den er provokativ mit Che Guevara vergleicht, und andere historische Themen. Ohne Zweifel ist diese Darstellung fragmentarisch, aber im Kontext der faktischen Abwesenheit der Ukraine im Geschichtsunterricht an deutschen Schulen ist allein die Erwähnung bestimmter Namen bedeutsam. Mit betont pädagogischem Anspruch schildert Dobbert menschliche Geschichten, persönliche Eindrücke, wirft Fragen auf und widmet ein eigenes Kapitel der Widerlegung von „Putins Lügen über die Ukraine“ (S. 163). Dabei stellt sich die Frage: Können rationale Argumente ein bewusst propagandistisches Narrativ besiegen? Und wenn wir zentrale Propagandathesen wiederholen (und sei es, um sie zu widerlegen), verstärken und verbreiten wir sie dann nicht ungewollt?

Eine der zutiefst fehlerhaften Annahmen, die der russischen Aggression am 24. Februar 2022 zugrunde lagen, war der Irrglaube, der ukrainische Präsident Volodymyr Zelens'kyj sei schwach und inkompetent. Die Persönlichkeit des ukrainischen Staatschefs wurde zu einem wichtigen Faktor für den Widerstand der gesamten ukrainischen Gesellschaft. Davon zeugen auch drei Biographien über Zelens'kyj, die 2022 und 2023 in deutscher Sprache erschienen sind.

Das aus dem Niederländischen übersetzte Buch des Journalisten Steven Derix und der Journalistin Marina Shelkunova ist eine fundierte Studie über die Biographie des Politikers, der als erster ausländischer „Regierungschef [...] vor der Zweiten Kammer des niederländischen Parlaments spricht“ (S. 166). Dieses Buch ist ein Beispiel für eine außergewöhnlich gründliche journalistische Arbeit, wenn auch ohne einen breiteren analytischen Interpretationsrahmen.

Der ukrainische Journalist Sergii Rudenko erzählt in seiner Biographie die Geschichte Zelens'kyjs „vom Schauspieler zum Anführer der ukrainischen Nation“ (S. 224). Die Studie bietet eine aussagekräftige innerukrainische Perspektive (einschließlich detaillierter Porträts von Zelens'kyjs engen Mitarbeitern), hat aber gleichzeitig ein deutlich begrenztes Erklärungspotenzial – sie verzichtet auf notwendige kontextuelle Erläuterungen und setzt damit die Kenntnis von Namen und sozialen Realitäten voraus, die dem deutschen Lesepublikum nicht geläufig sind. Auf der konzeptionellen Ebene reproduziert Rudenko die populäre ukrainische These, dass der gegenwärtige Krieg eine Fortsetzung des jahrhundertelangen Kampfes der Ukrainer gegen Moskau um Freiheit und Unabhängigkeit darstellt (S. 16). Dementsprechend reiht er das Massaker von Buča in die lange Geschichte der „Versuche Moskaus, die Ukraine zu zerstören“ ein (S. 218).

Die bisher ausführlichste deutschsprachige Biographie von Präsident Zelens'kyj stammt von dem polnischen Journalisten Wojciech Rogacin. Über eine rein sachliche Darstellung hinaus versucht der Autor, das gesellschaftspolitische Phänomen der Verwandlung des Bühnenbildes des *Diener des Volkes* in ein überraschend erfolgreiches politisches Projekt zu verstehen. Rogacin beschreibt die jüdische Herkunft Zelens'kyjs auf sinnvolle und korrekte Weise (S. 38–43) und geht auf die historischen Besonderheiten der Heimatstadt des Präsidenten, des industriellen Kryvyj Rih, ein – einer Stadt mit über 600 000 Einwohnern, zu der es übrigens immer noch keine Monographie gibt. Anhand von Episoden aus Zelens'kyjs Leben (wie dessen Verzicht sowohl auf ein prestigeträchtiges Studienstipendium in Israel als auch auf eine sehr lukrative Festanstellung in Moskau) entwirft der Autor ein interessantes psychologisches Porträt des ukrainischen Politikers und arbeitet dabei dessen Führungsqualitäten, Entschlossenheit und Ehrgeiz heraus.

Interessanterweise schenken alle Biographien von Zelens'kyj der Persönlichkeit seiner Frau Olena erhebliche Aufmerksamkeit und führen einen Großteil seines Erfolgs auf ihren Einfluss zurück. Aber wie erklären sie den Erfolg der Ukraine bei der Abwehr der russischen Aggression?

Welche Faktoren waren dafür ausschlaggebend? Das Buch *Der Krieg gegen die Ukraine* der Politikwissenschaftlerin Gwendolyn Sasse, Direktorin des Zentrums für Osteuropa- und internationale Studien (ZOIS) und Autorin von Forschungsarbeiten über die Krim, bietet hierzu sehr wichtige Anhaltspunkte und methodische Überlegungen. Diese Publikation ist ein gutes Beispiel für den Transfer neuester Forschungsergebnisse in den öffentlichen Raum. Die Autorin macht bereits auf den ersten Seiten deutlich, dass ihrer Überzeugung zufolge das moderne, von Putin angeführte Russland „die Vernichtung des unabhängigen ukrainischen Staates und der ukrainischen Nation“ (S. 7) intendiert und dass es sich bei Russlands Krieg gegen die Ukraine in einer globalen Dimension um einen Krieg „gegen Ideen wie Souveränität, territoriale Integrität, Demokratie und ein friedliches Zusammenleben in Europa“ (S. 7) handelt.

Sasse bezeichnet „Identität“ als den Schlüsselbegriff für das Verständnis der Ukraine. Diese Identität ist politisch, inklusiv und nicht auf ethnische Zugehörigkeit, Alltagssprache oder Religionszugehörigkeit beschränkt. Der Autorin ist es wichtig zu betonen, dass „die Ukraine nicht erst jetzt als Nation und geeinter Staat inmitten des Krieges entsteht“ (S. 121). So kann die Art, wie sich die Ukraine in der Neuzeit entwickelt hat, als Schlüssel zum Verständnis der aktuellen Ereignisse dienen: Hintergrund für das Standhalten der Ukraine ist somit „nicht die plötzliche ‘Geburt der ukrainischen Nation [...]’, sondern die Fortsetzung eines Trends, der seit vielen Jahren empirisch gut dokumentiert ist und sich seit Beginn des russischen Krieges gegen die Ukraine 2014 weiter verstärkt hat“ (S. 45).

Nach Sasse hat die Ukraine seit 1991 eine Reihe von Zyklen von Massenbewegungen durchlaufen, deren zentrale Kategorien „Unabhängigkeit, regionale Vielfalt, Protest und Transformation“ (S. 122) waren. Besondere Bedeutung misst die Autorin der Wahl der Terminologie zu. Sie weist treffend auf die analytischen Grenzen des Adjektivs „post-sowjetisch“ hin und zeigt die Problematik so gängiger Bezeichnungen wie „Putins Krieg“, „Ukraine-Konflikt“ oder „Ukraine-Krieg“ auf. Die Suche nach einer adäquateren analytischen Sprache, einem neuen konzeptionellen Rahmen, im Kontext der zu erwartenden theoretischen Zeitenwende fügt sich folgerichtig in Sasses Forderung nach einem „Perspektivwechsel“ (S. 105) ein und beginnt mit der Problematisierung der korrekten Wiedergabe vor allem von Ortsnamen, mit der sich alle hier rezensierten Publikationen auseinandersetzen. Einige davon halten die Verwendung der ukrainischen (anstelle der im Deutschen bis heute üblichen russischen) Namen von Toponymen für angemessen, weshalb – wie z. B. in dem Buch von Steffen Dobbert – die Bezeichnungen „Krym“, „Odesa“ oder „Kyjiw“ verwendet werden. Aus irgendeinem Grund gibt Dobbert jedoch den Namen „Tschernobyl“ auf Russisch wieder. In einigen Büchern ist die Wiedergabe der Ortsnamen nicht einheitlich. So heißt es bei Sabine Adler zum Beispiel „Kiew“, aber „Charkiw“, „Luhansk“, aber „Slawjansk“.

Die terminologische Frage ist praktischer Ausdruck eines viel umfassenderen Problems: die Thematik der Anerkennung (oder Verweigerung) des Rechts der Ukraine auf Dekolonisierung und eine postkoloniale Perspektive, wenn es um ihre Beziehungen zu Russland geht. Die These vom Kolonialismus selbst wird in keinem der rezensierten Bücher explizit vertreten. Allerdings müssen die Autorinnen und Autoren, wie z. B. Katrin Eigendorf, ihre Leser daran erinnern, dass das Ukrainische eine „eigene Sprache“ ist (S. 64). Eigendorf geht jedoch der Frage nach dem Wesen der Sowjetunion und ihrer Nationalitätenpolitik erstaunlicherweise nicht weiter nach, und dies, obwohl die Frage, ob die UdSSR eine neue Form des Imperiums war oder ein multinationaler Staat, dem

es gelang, die nationale Frage erfolgreich zu lösen, beispielsweise für die Bewertung der aktuellen Politik der Ukraine gegenüber der russischen Sprache von unmittelbarer Bedeutung ist.

Das Thema des ukrainischen radikalen Nationalismus und seiner wichtigsten Verkörperung in der deutschen öffentlichen Debatte, Stepan Bandera, scheint ein ähnliches konzeptionelles Problem darzustellen. Die historische Figur und der politische Mythos nehmen in allen Büchern einen prominenten Platz ein, wobei aber nicht in allen klar zwischen diesen unterschiedlichen Dimensionen des „Bandera-Problems“ unterschieden wird. Bandera wird de facto zu einer zentralen Figur der ukrainischen Geschichte – eine Figur, die zweifellos einer kritischen Reflexion – vor allem innerhalb der Ukraine – bedarf. Gleichzeitig erfordern auch die Überhöhung der Figur Banderas in der sowjetischen und zeitgenössischen russischen Propaganda und die ständigen Versuche, die gesamte ukrainische politische Bewegung mit ethnischem Nationalismus, Antisemitismus und Kollaboration mit den Nazis zu identifizieren, eine verantwortungsvolle Reflexion. Wie kann man solchen Manipulationen entgegenreten?

Diese Frage rückt ein umfassenderes konzeptionelles Problem in den Vordergrund: In der deutschen Öffentlichkeit – und nicht nur in dieser – ist das Narrativ über die Ukraine und ihre Geschichte immer noch sehr oft auf der Logik der rationalen Negation des Putin-Narrativs aufgebaut. Gleichzeitig werden die von Putins Narrativ definierten Problemfelder und dessen Sprache der Beschreibung oft unkritisch wiederholt oder sogar akzeptiert. Ein beunruhigendes Beispiel dafür sind die seit 2014 weit verbreiteten Diskussionen darüber, wer „größere historische Rechte“ auf der Krim hat. Die Rhetorik der historischen Rechte bestimmt die Methodik des weiteren Gesprächs und trägt – anstatt Putins Propaganda zu dekonstruieren – zu deren Verbreitung bei. Die Verleugnung wird zu einer Form der negativen Affirmation. Das Gleiche passiert zum Beispiel immer wieder mit der These von den „Nazis auf dem Maidan“. Wie könnte ein Ausweg aus dieser Situation aussehen? Wie können wir uns von dem diskursiven Druck des Putinismus befreien?

Es ist keine Lösung, bestimmte Themen zu vermeiden. Aber vielleicht lohnt es sich, ernsthafter über die Möglichkeit einer Erzählung über die Ukraine nachzudenken, die frei ist von der Logik der zwanghaften Zurückweisung von Putins historischen Manipulationen? Ich möchte noch einmal betonen: Es geht mir nicht darum, zu nationalen Narrativen zurückzukehren. Ich spreche davon, neue, angemessenere und interessantere konzeptionelle Rahmen und Blickwinkel zu finden. Was ich damit meine – eine breitere Einbeziehung des inklusiven politischen und philosophischen Erbes so unterschiedlicher Denker wie Mychajlo Drahomanov und Vjačeslav Lypyns'kyj in die Narrative der ukrainischen Geschichte; ein neues Reflektieren über die Art des Erfolgs des ukrainischen nationalen Projekts, dem es im 19. und 20. Jahrhundert gelang, die imperialen Spaltungen zu überwinden; eine stärkere Beachtung des ukrainischen sozialistischen und marxistischen Denkens, vertreten durch Persönlichkeiten wie Roman Rosdolsky und Volodymyr Suchyno-Chomenko; eine angemessene Berücksichtigung des Reichtums der Verflechtung der ukrainischen und deutschen Kultur (insbesondere in Gestalt der faszinierenden Persönlichkeiten von Lesja Ukrainka und Oswald Burghardt); und ein Überdenken der Tradition der ukrainisch-jüdischen, ukrainisch-krimtatarischen und ukrainisch-russischen kulturellen Koexistenz und Interaktion.

Das Phänomen des polnisch-ukrainischen Dialogs und der gemeinsamen Vergangenheitsbewältigung der beiden Nachbarn verdient besondere Erwähnung und eine eingehende Analyse – beides ist leider in keinem der hier rezensierten Bücher zu finden. Es geht um Jerzy Giedroyc und die von ihm herausgegebene Pariser Zeitschrift *Kultura*, die erfolgreich ein konzeptionelles antiim-

perialistisches Umdenken in der polnischen Ostpolitik vorschlug. Es geht aber auch um eine wichtige und schwierige Frage: Warum ist noch kein russischer Giedroyc aufgetaucht, und warum teilt die russische Gesellschaft immer noch weitgehend die revanchistischen, imperialistischen Thesen der Kreml'-Propaganda?

All diese Themen stellen eine ernsthafte Herausforderung für das derzeitige institutionelle System der deutschen Osteuropastudien dar und fordern seine Pluralisierung und Reform. Wir alle befinden uns inmitten eines hochdynamischen Prozesses, in dem die Verantwortung der Forschung und die Offenheit für Debatten von entscheidender Bedeutung für ein echtes Überdenken der Osteuropastudien, der internationalen Sicherheitssysteme und des Platzes Deutschlands in der Welt sind.

ANDRII PORTNOV

Frankfurt/Oder

REZENSIONEN

JGO 71, 2023/3, 470–473

Belarus-Reisen. Empfehlungen aus der deutschen Wissenschaft

Hrsg. von Thomas M. Bohn und Marion Rutz. Wiesbaden: Harrassowitz, 2020. IX, 270 S. ISBN: 978-3-447-11559-9.

Belarus-Reisen is a non-conventional anthology. Instead of academic prose, the editors chose an essayistic style and a genre that is close to memoir or travel literature. In doing so, they sought to reach a broad readership. However, this is not the first time that Marion Rutz and Thomas Bohn write for the broader public, experimenting with topics and styles (Thomas M. Bohn / Rayk Einax / Julian Mühlbauer (eds.): *Bunte Flecken in Weißrussland. Erinnerungsorte zwischen Polnisch-Litauischer Union und Russisch-Sowjetischem Imperium*. Wiesbaden 2013). Both the editors and the authors of the articles have contributed to the advancement of Belarusian studies and the promotion of knowledge about Belarus in Germany. All of them have spent time in Belarus as students, researchers, and visitors in the 1990s and 2000s. A combination of academic expertise and personal touch makes *Belarus-Reisen* an engaging read and a perfect guide for an intelligent journey throughout the country.

Yet the book came out at a time when the visits to the country became a risky endeavor. In 2020 a rigged presidential election caused the biggest and longest protests in Belarusian history. These revolutionary events, as well as a brutal reaction of the state, temporarily brought Belarus into the focus of Western media's attention. Scholars, too, got an impulse to rethink Belarusian society, previously stamped as passive and politically unripe.

Over the last three years, several waves of state repression swamped the country, resulting in thousands of political prisoners and many more sentenced to exile. The situation aggravated after the outbreak of the war in Ukraine in 2022. Ironically, the role that official Minsk plays in this military conflict attracts far more attention than the plight of the repressed. This includes the Belarusian academics many of whom have been barred from research institutions and robbed of their scholarly future.

Hence, writing and talking about Belarus is important as never before, not least out of solidarity with Belarusian colleagues. That is precisely what the *Belarus-Reisen* does. The image of a lady with a white-red-white flag on the cover makes a strong opening statement. So does the name of the country in the title – “Belarus” instead of habitual “Weißrussland” (White Russia). By refraining from “Weißrussland”, the volume editors intend to walk away from the stereotypical portrayal of the country as an attachment of Russia or as “the last dictatorship of Europe” (p. VII). They see their mission as offering a more nuanced view of Belarusian history and society. *Belarus-Reisen* not only charts different historical periods and cultural milieus but approaches them from an interdisciplinary perspective. The volume comprises sixteen articles written by historians, philologists and literary scholars who reflect on their research stays in the country.

Before reviewing individual articles, it makes sense to state my position as a reviewer. While most contributors to the volume experienced Belarus as foreign, mostly German, students and scholars in the 1990s and 2000s, I came to age, studied, and worked in Belarus until embarking on

an international academic path in 2013. Until recently, I have been regularly back to the country for my archival and ethnographic research and family visits. These perspectives – of a native of Belarus and a female scholar – have influenced how I read the book.

Having mostly positive memories as a “domestic” student in Minsk, I never thought what a lonely journey an exchange stay at my Alma mater could be. RUBEN BIERWALD spent ten months as an exchange student at the Belarusian State University in Minsk in 2014. Upon his arrival, Bierwald found himself in a hostile environment, where he was left on his own to tackle university bureaucracy and the conditions of a student dorm. The author recalls most of his encounters – be it the dormitory’s administration or the medical personnel of a local hospital – in terms of a cultural shock.

TOBIAS HABERKORN’s article features the “official Belarusiannes” (Nelly Bekus: *Struggle over Identity. The Official and the Alternative “Belarusianness”*. Budapest 2010) that builds on the representation of Belarus as a country of peasants and war heroes. Haberkorn shares his impressions from hiking in the suburbs of Minsk, as well as his trips to Lida and the Museum of Folk Architecture and Rural Lifestyle in Stochycy. The author also offers his account of the military parade on the occasion of the 9th of May (the so-called Great Victory Day) in Minsk in 2014.

As ALISA MÜLLER searches for her sunny Minsk, she enters into a complicated relationship. The reality of life in Minsk city considerably differs from what she anticipated, based on Artur Klinau’s writings and the photo galleries of socialist architecture. Toxic power structures overshadow the lives of Minsk’s residents and, likely, Müller’s research on the language situation in Belarus. She soon discovers that the presence of Belarusian in public places is confined to street names and social advertising. At the same time, Müller observes a certain revival of the interest in *mowa* (in Belarusian: language) as the initiative *Mowa nanowa* (Language anew) is gaining the moment.

As NINA WELLER explores the cityscapes of Minsk on the eve of the 9th of May, she engages in small talks with strangers, trying to recognize the characters from the books of Svetlana Aleksievich and Alhierd Bakharevich. However, a true “fever for Belarus” (“Belarus-Fieber”; p. 245) started for Weller in 2020 when she got involved in the social media initiative *Stimmen aus Belarus* (Voices from Belarus). Giving a voice to ordinary Belarusians, the project provided detailed coverage of the events of 2020.

Not all authors have chosen to focus on Minsk. FELIX ACKERMANN recalls his early encounters in Hrodna and the surroundings around 2006. Eager to get to know the land and its people, Ackermann initiates several short trips locally. He reflects on his Belarusian acquaintances, their life choices, and attitudes in a series of vignettes from the local life. The article offers useful insights into the language situation, rustic mentality, electoral behavior, and memory politics in Belarus.

STEFAN ROHDEWALD highlights the history of Polatsk, once home to one of the earliest principalities of East Slavs. He situates the history of the city in broader regional and trans-regional contexts, departing from the history of Kyivan Rus’ and its Byzantine and Nordic connections. MARION RUTZ, too, turns to the legacy of Simeon Polotsky (Simeon of Polatsk), a baroque poet from the 17th century, inviting the reader to study the history of thought in Belarusian lands before they became part of the Russian Empire. To develop a feel for this “authentic” history, one should visit Simeon Polotsky’s hometown, as well as the old towns of Hrodna and Navahrudak, argues Rutz.

That is what HEINRICH KIRSCHBAUM does. Kirschbaum’s explorations into the literary legacy of Adam Mickiewicz bring the scholar to the place of the poet’s childhood. Present-day Navahrudak

(Novogrodek), nevertheless, only slightly reminds Mickiewicz's hometown. Though Kirschbaum can recognize the traces of previous epochs, he becomes concerned with the carefree attitude of the local residents towards their heritage. HEINRICH KIRSCHBAUM and JARASŁAWA ANANKA reflect on the relationship between the present and the past in Navahrudak in their poem, *Nowogródker Elegie*, composed in two languages – German and Belarusian.

MAGDALENA WALIGÓRSKA narrates her encounters with history enthusiasts, memory activists, and private collectors as she travels to the northwest of the country to uncover its Jewish past. According to Waligórska, the “true” history of Belarus is yet to be written. It is not a narrative that one can learn from official sources in Minsk but a constellation of many family, community, and local histories. Although the idea of writing history from below is not a new one, it is rarely exploited by Belarusian historians. The realms of microhistory and oral history have been often left to the ethnographers for whom field trips are part of their craft.

The same goes for environmental history, as emphasized by THOMAS BOHN in his article. Bohn himself draws inspiration for history writing from his hiking trips to the Prypiat Marshes and the Belavezhskaya Pushcha (Białowieża Forest), a jungle-like relict forest, currently separated by the Polish-Belarusian border. During these trips, he came into contact with the residents of Palesse, bearers of the local history. Bohn dwells on these encounters, offering a rich reflection on historical topics from an environmental perspective.

Several more articles continue on the topic of traveling and border-crossing. JAN PATRICK ZELLER discusses the transformation of the image of Belarus in travel guidelines since 2000. The author builds his narrative around popular tourist attractions in Minsk, Hrodna, and Polatsk. LENNART PETRIKOWSKI makes an unusual choice, picking Salihorsk as his travel destination. Founded in 1958 as a settlement of miners, Salihorsk's expansion and population growth have been closely linked to the history of an industrial giant, *Belaruskali*. Until recently, this fertilizer producer has been one of the largest state-owned companies and employers. From its very start, the city was a socialist experiment – its streets did not have names, only numbers, and looked almost the same. Petrikowski shows how the Soviet-Belarusian narrative of a “partisan republic” and the Great Patriotic War entered the memoryscapes of the new city.

GUN-BRITT KOHLER combines her own experiences of border-crossing with the “bordering” of Belarusian literature in the 1920s and 1930s when western parts of present-day Belarus were under Polish rule. Thus, Kohler highlights the simultaneous existence of the proletariat-oriented literature of Soviet Belarus and the “Western Belarusian” tradition with its cultural center in Vilna (Vilnius). The author also addresses the question raised by the editors: “What gender is Belarus?” Unknown to English speakers, this dilemma is of primary importance to German academics. Kohler draws on several examples from Belarusian literature to make a case for “die Belarus” (feminine).

In his article, “Democracy only in Belarusian? A journey into the language-political ‘sensitivities’ of Belarus”, MARK BRÜGGEMANN seeks to explain language choices – Russian or Belarusian – and the use of national symbolics – historical or Soviet – by different political actors and groups since the time of Perestroika. (For more on the war of flags, see Andrej Kotljarchuk: *The Flag Revolution. Understanding the political symbols of Belarus*, in: *Baltic Worlds*, 14th of September 2020, <https://balticworlds.com/the-flag-revolution-understanding-the-political-symbols-of-belarus/>)

By contrast, KRISTINA KROMM refrains from categorizing Belarusian literature as “Belarusian-language” and “Russian-language” or oppositional and state-sponsored, demonstrating that

the language choices of the same actors may be situational. She also introduces unconventional dimensions for understanding the Belarusian literary scene through “listening”, “seeing”, “tasting” and “feeling and smelling”.

Likewise, MANUEL GHILARDUCCI argues that the one who wants to reveal the secrets of the Belarusian soul should listen to the rock band N.R.M. (*Niezalezhnaya Respublika Mroya*; Independent Republic of Dreams). Their songs are packed with idioms and hidden meanings that are not easy to grasp for an outsider, but Ghilarducci manages this task and introduces a German reader to some of the best passages from Lavon Volski's lyrics.

My minor criticism has to do with gendered stereotypes that somehow found their way into the volume. For instance, several authors mention Belarusian women polishing their nails and wearing makeup and high heels (pp. 1, 22, 217). Not only these images are irrelevant to the context of these articles, but they reproduce a cliché vision of East European women. This is not to mention that different practices of beautification are not confined to Eastern Europe.

Overall, the volume may be seen as an interdisciplinary collage, or, a “colorful carpet”, in terms of Thomas Bohn (p. 35). This carpet has been woven out of diverse ideas, experiences, and approaches. Although the reader may notice certain overlaps between the contributions, each of them is written in a unique way and offers original insights into Belarusian history, literature, and culture. The volume can be strongly recommended not only to a broader readership but to scholars dealing with Eastern Europe as well. It will also help students and future researchers develop a taste for Belarusian studies.

VOLHA BARTASH
Regensburg

JGO 71, 2023/3, 473–475

Frank Schleicher

Iberia Caucasia. Ein Kleinkönigreich im Spannungsfeld großer Imperien

Stuttgart: Kohlhammer, 2021. 643 S., 35 Abb., 1 Kte. = Forum historische Forschung: Antike. ISBN: 978-3-17-040120-4.

In seinem Werk untersucht Frank Schleicher die politische Geschichte und die sozialen Rahmenbedingungen des Königreichs Kaukasisches Iberien, das auf dem Gebiet des heutigen Ostgeorgiens lag, von seinem Aufstieg in der hellenistischen Ära bis zum Ende der sassanidischen Herrschaft im 7. Jahrhundert. Schleicher legt dar, wie sich das Königreich unter dem Einfluss aufeinanderfolgender Reiche entwickelte, deren kulturelle und politische Wurzeln teils in der mediterranen und teils in der iranischen Welt lagen. Trotz der engen Verflechtung mit den benachbarten Imperien habe das Kleinkönigreich während des betrachteten Zeitraums eine bemerkenswerte Autonomie bewahrt und als wichtiger „Pufferstaat“ sowohl für die Römer als auch für die Sassaniden fungiert. Die politische Struktur des Königreichs selbst sei von anhaltenden Spannungen zwischen der lokalen Elite und dem hegemonialen Herrscher geprägt gewesen.

Das Buch weist eine übersichtliche Struktur auf, die die Komplexität der Aufgabe, der sich Schleicher angenommen hat, noch nicht recht erahnen lässt. Die ersten drei Kapitel bieten eine solide Grundlage, indem sie die Quellen erörtern, einen Überblick über die politische Geographie liefern und schließlich eine chronologische Ereignisgeschichte bieten. Die folgenden vier Kapitel sind jeweils einem speziellen Themenkomplex gewidmet, angefangen bei sozialen und administrativen Strukturen über kulturelle Verhaltensweisen und religiöse Vorstellungen und Kulte bis hin zu wirtschaftlichen Aspekten. Das letzte Kapitel bietet eine wichtige ergänzende Perspektive, indem es die Rolle Iberiens in den Systemen der benachbarten politischen Mächte verortet.

Um Schleichers beeindruckende Leistung zu kontextualisieren und die Aspekte hervorzuheben, die noch weiterer Forschung bedürften, ist es wichtig, die komplexen konzeptionellen und praktischen Herausforderungen zu verstehen, die mit dem Projekt einer historischen Untersuchung des Kaukasischen Iberiens – wie überhaupt mit der Erforschung des Südkaukasus im hier bearbeiteten Zeitraum – einhergehen. Drei Faktoren sind hierbei von besonderer Bedeutung: (1) die Quellenlage, (2) die disziplinäre Geschichte der Erforschung dieser Quellen und (3) der interstitielle Charakter der Region.

Die Schwierigkeit des Projekts lässt sich besonders eindringlich an der immens komplexen Überlieferungsgeschichte des Quellenmaterials veranschaulichen, das für das Studium des besagten Zeitraums zur Verfügung steht. Genau an diesem Punkt setzt Schleicher selbst in seiner Monographie an, indem er in seinem ersten Satz das Quellenmaterial als „eines der Hauptprobleme bei der Erforschung“ der Region bezeichnet (S. 21). Die Herausforderungen ergeben sich vor allem aus der Vielfalt der verfügbaren Quellen, von historischen Texten aus der griechisch-römischen Tradition bis hin zu späteren Chroniken, die in der mittelalterlichen georgischen, armenischen und iranischen Tradition verfasst wurden. Insbesondere die Vielfalt der Sprachen stellt bei der eingehenden Untersuchung unterschiedlicher Texttypen eine nicht unerhebliche Hürde dar. Diese Texte wurden vor jeweils eigenen und sehr diversen Entstehungshintergründen verfasst und wurzeln in unterschiedlichen Wissenskontexten, wodurch ein Dialog zwischen ihnen deutlich erschwert wird. Angesichts der begrenzten Quellenlage ist es gleichsam zwingend notwendig, angemessene Wege zu finden, die einen solchen Dialog zwischen den Quellen dennoch möglich machen.

Bei der Bearbeitung des Textmaterials geht Schleicher diese Probleme klar und überlegt an, indem er ausdrücklich auf die Herausforderungen hinweist und Umsicht bei den Schlussfolgerungen walten lässt, die auf der Grundlage dieses vielfältigen Fundaments gezogen werden können. Ein aussagekräftiges Beispiel dafür ist seine Begriffsklärung zu „Iberia“ (S. 49–52), die eine oft übersehene, aber bedeutende Nuance in die Diskussion über diesen Raum einbringt.

Recht oft führt der Mangel an schriftlichen Quellen aber auch dazu, dass die Heranziehung archäologischen Materials eine entscheidende Rolle für das Verständnis lokaler Entwicklungen spielt. Das bedeutet wiederum, dass die Interpretation der verschiedenen Texte mit der nicht minder großen interpretatorischen Komplexität der archäologischen Daten in Einklang gebracht werden muss. In diesem Zusammenhang ließe sich anmerken, dass einige der von Schleicher angeführten archäologischen Belege nicht so schlüssig sind, wie sie es auf den ersten Blick zu sein scheinen. Dies gilt insbesondere hinsichtlich seiner Analyse der urbanistischen Muster in der Region (S. 474–477), bei der die Beweise meines Erachtens etwas komplexer sind, als ihre Darstellung hier vermuten lässt.

Neben der Auseinandersetzung mit der diffusen Quellenlage besteht die zweite Herausforderung in der Komplexität der Fachgeschichte. Diese ist maßgeblich geprägt von einer Kluft zwischen den jeweiligen akademischen Disziplinen, die sich mit der „klassischen“ Welt einerseits und der vorislamischen Welt andererseits beschäftigen. Dabei wirft bereits die disziplinäre Einordnung des Südkaukasus Fragen auf: Gehört dieser Raum zum Bereich der Alten Geschichte, oder sollte er eher dem Bereich der Iranistik zugeordnet werden? Die Erforschung der Region erfordert zweifellos eine umfassende Auseinandersetzung mit beiden Wissenschaftlergemeinschaften. Schließlich war der Südkaukasus sowohl mit der mediterranen als auch mit der iranischen Sphäre eng verbunden, so dass beide disziplinären Perspektiven wertvolle Erkenntnispotentiale bieten. In diesem Zusammenhang tendiert Schleichers Text dazu, sich überwiegend auf die (zweifelloso reichhaltigeren) wissenschaftlichen Erträge zu stützen, die aus der Erforschung der mediterranen Welt resultieren.

Diese historiographische Herausforderung wird durch den dritten erschwerenden Faktor – den interstitiellen Charakter des Südkaukasus im Allgemeinen – weiter potenziert. An diesem Punkt lässt sich ein Manko von Schleichers Darstellung ausmachen: Während der Rolle Iberiens in den Spannungen zwischen dem mediterranen und dem iranischen Raum viel Aufmerksamkeit gewidmet wird, fehlt die Betrachtung eines anderen Teils der systemischen Konstellation weitgehend: die Beziehung zwischen Iberien und seinen nördlichen Nachbarn, insbesondere den Steppengemeinschaften des Nordkaukasus. Dieses Fehlen stellt Schleicher selbst fest (S. 530) und weist zu recht darauf hin, dass dieser Aspekt weiterer Forschung bedarf.

Der letzte Punkt weist darüber hinaus auf eine ernsthafte konzeptionelle Schwierigkeit hin, die letztlich alle drei der hier angesprochenen Herausforderungen betrifft und deren Überwindung als Voraussetzung dafür anerkannt werden muss, die komplexen Beziehungen in dieser Region in Zukunft besser rekonstruieren zu können: So erfordert die Einbeziehung der Steppengemeinschaften sowohl eine Überprüfung unserer bisherigen Herangehensweise an das Quellenmaterial als auch das Überschreiten traditioneller disziplinärer Grenzen zwischen Altertumswissenschaft und Iranistik. Denn den bisher verwendeten Quellen und den zu deren Erforschung herangezogenen wissenschaftlichen Ansätzen ist gemein, dass in beiden diese „Nomaden“ praktisch keine Rolle spielen.

Jedoch liegt gerade in dieser Herausforderung auch eine vielversprechende Zukunftsaussicht für die historische Forschung zu Iberien und dem Südkaukasus im weiteren Sinne: Wie Schleichers Buch zeigt, kann dieser Raum ohne einen multiperspektivischen Ansatz, der die mediterrane, iranische und steppische Welt miteinander verbindet, nicht umfassend erklärt oder verstanden werden. Schleichers Band bietet daher einen reichhaltigen Ausgangspunkt für eine neue Forschungsgeneration, die diese komplexen Interaktionen in den Fokus rückt.

LARA FABIAN

Freiburg i. Br.

JGO 71, 2023/3, 476–479

The History of Jews in Lithuania. From the Middle Ages to the 1990s

Ed. by Vladas Sirutavičius, Darius Staliūnas and Jurgita Šiaučiūnaitė-Verbickienė.

Paderborn: Schöningh, 2020. XII, 524 S., Abb., Tab., Diagr. = On the Boundary of Two Worlds. Identity, Freedom, and Moral Imagination in the Baltics, 44. ISBN: 978-3-506-70575-4.

Bei dem Sammelband handelt es sich um die englische Übersetzung eines bereits 2012 auf Litauisch erschienenen Bandes, der die Geschichte der Juden in Litauen von ihren Anfängen bis zum Ende des 20. Jahrhunderts vorstellt. Diese Übersetzung macht einen beträchtlichen Teil der Forschung, die auf Litauisch, aber auch auf Polnisch und Hebräisch publiziert ist, einem breiteren Publikum zugänglich. Dabei erinnern die Breite der Beiträge und der Umfang des Bandes daran, dass sich Litauen für den größten Teil des hier abgedeckten Zeitraums über weite Landstriche Osteuropas erstreckte und Teil immer wieder wechselnder Herrschaftssysteme war. Daran orientiert sich auch der Aufbau des Bandes, der sich (1) den Juden im Großfürstentum Litauen, (2) unter der Herrschaft der Zaren, (3) zur Zeit der Republik Litauen (1918–1940), (4) während des Zweiten Weltkrieges und des Holocausts und (5) nach dem Holocaust widmet.

Die Herrschaftswchsel und die territorialen Veränderungen Litauens werfen dabei eine zentrale Frage des Bandes auf, die über die einzelnen Beiträge hinweg Bestand hat, nämlich die Frage, ob es überhaupt eine litauisch-jüdische Identität und damit litauische Juden („Lithuanian Jews“) gab und gibt oder nur Juden in Litauen („Jews in Lithuania“), wie der Titel suggeriert. Neben einem vielstimmigen Abriss der jüdischen Geschichte versuchen die einzelnen Beiträge auch der Frage nachzugehen, wann und wie Juden eine Zugehörigkeit zu Litauen postulierten oder andere bzw. multiple Zugehörigkeiten von größerer Bedeutung waren. Leider wird diese Diskussion in den abschließenden Betrachtungen nur sehr kurz aufgegriffen.

Der erste Teil des Buches, der die Geschichte der Juden im Großfürstentum Litauen von den ersten jüdischen Ansiedlungen im Spätmittelalter bis 1795, als der Großteil des Großfürstentums unter russische Herrschaft fiel, zum Thema hat, besteht ausschließlich aus Beiträgen der litauischen Historikerin JURGITA ŠIAUČIŪNAITĖ-VERBICKIENĖ. In sieben Aufsätzen beschäftigt sie sich mit (1) der Ansiedlung und dem rechtlichen Status jüdischer Gemeinden, (2) jüdischer Wirtschaftstätigkeit, (3) dem sozialen Status der Juden, (4) den Kontakten und der Konkurrenz zwischen Juden und Christen in Litauen, aber auch (5) den christlichen Stereotypen gegenüber Juden. Schließlich beschreibt sie (6) aus der Perspektive innerjüdischer Geschichte die Institutionen jüdischer Selbstverwaltung und gibt (7) eine kurze Einführung in die Strömungen des Judentums in Litauen, die sich unter wichtigen Rabbinern wie Isaak ben Abraham Troki und dem Vilnaer Gaon entwickelten. Die Beiträge geben einen sehr guten Überblick über viele Facetten jüdischer Geschichte im Litauen der Frühen Neuzeit. Trotz der großen Expertise der Autorin wäre es erfreulich gewesen, auch die Stimmen anderer Historikerinnen und Historiker zu hören oder zumindest einen Hinweis auf aktuelle Werke zur jüdischen Geschichte Litauens zu erhalten, die nach dem Erscheinen des polnischen Originalbandes 2012 publiziert wurden. Zu nennen wären hier allen voran die Arbeiten von Anna Michałowska-Mycielska (*The Council of Lithuanian Jews, 1623–1764*. Warsaw 2016; in poln. Originalsprache: *Sejm Żydów litewskich [1623–1764]*. Warszawa 2014), Adam Teller (*Money, Power, and Influ-*

ence in Eighteenth-Century Lithuania. The Jews on the Radziwiłł Estates. Stanford, CA 2016; in hebr. Originalsprache: *Kesef, ko'ah ve-hashpa'ah. Ha-yehudim be-'ahuzot bet Radzivil be-Lita' bame'ah hashemonah-'esreh*. Jerusalem 2005) oder Maria Cieřła (*Kupcy, arendarze i rzemieřlnicy. Różnorodność zawodowa Żydów w Wielkim Księstwie Litewskim w XVII i XVIII w.* Warszawa 2018).

Die folgenden beiden Teile mit acht bzw. zehn Beiträgen beleuchten die Zeit unter der Herrschaft des Russischen Reichs, als ein Großteil der vormals litauischen Gebiete zum Ansiedlungsrayon gehörte, und die Zeit der Republik Litauen von 1918 bis 1940. Dabei greifen sie Themengebiete und Fragestellungen des ersten Teils wieder auf: die soziale, demographische, wirtschaftliche und rechtliche Entwicklung der jüdischen Bevölkerung, die Selbstverwaltung der jüdischen Gemeinden sowie verschiedene religiöse, kulturelle und politische jüdische Bewegungen. Debatten um die „jüdische Frage“ sowie der moderne Antisemitismus des 19. und 20. Jahrhunderts treten als Themen hinzu.

Für die Periode unter russischer Herrschaft skizziert VLADIMIR LEVIN die sozialen, wirtschaftlichen, demographischen und geographischen Besonderheiten der litauischen Juden. Er betont dabei die maßgeblichen Veränderungen, die diese im 19. Jahrhundert durchliefen. So war nicht nur ein starker demographischer Zuwachs zu verzeichnen, auch die Urbanisierung nahm aufgrund des zunehmenden Ausschlusses der Juden von wirtschaftlichen Tätigkeiten auf dem Land deutlich zu. DARIUS STALIŪS nimmt in drei Beiträgen die Entwicklung der Beziehungen zwischen der jüdischen und der nichtjüdischen Bevölkerung in den Blick. Er skizziert einerseits das Entstehen der „jüdischen Frage“ nach den Teilungen Polen-Litauens, als sich das Russische Reich erstmals mit einer jüdischen Bevölkerung konfrontiert sah, sowie den Wandel von einer Politik versuchter Integration zu einer Politik der Segregation. Andererseits geht er auf Versuche der Zusammenarbeit zwischen litauischen und jüdischen Politikern und deren Schwierigkeiten ein. Abschließend diskutiert er die Elemente des Antisemitismus, die vor allem in litauischen und polnischen antisemitischen Narrativen vorherrschend waren.

MORDECHAI ZALKIN und SHAUL STAMPFER zeigen in ihren Beiträgen, wie sich die inneren Charakteristika der jüdischen Gemeinden veränderten. Während Zalkin die Auseinandersetzungen zwischen Anhängern der Haskalah, der jüdischen Aufklärung, und den traditionellen Gemeindeführungen und Rabbinern beschreibt, beschäftigt sich Stampfer mit dem Wandel der traditionellen jüdischen Ausbildung und dem Aufkommen neuer jüdischer Schulen in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und deren Bemühungen um Bewahrung und Stärkung jüdischer Identität. LARA LEMPERTIENĖ folgt der Entwicklung einer säkularen jüdischen Literatur und Presse in hebräischer und jiddischer Sprache, die gleichfalls neue Identitätsangebote für die jüdische Bevölkerung schufen. Neben der modernen Presse war das Entstehen zeitgemäßer politischer Bewegungen zentral für die Ausdifferenzierung der jüdischen Bevölkerung. Der Mobilisierung der jüdischen Bevölkerung v. a. für die Arbeiterbewegung und die zionistische Bewegung, die beide in Litauen sehr viel aktiver und erfolgreicher waren als anderswo im Russischen Reich, geht DAVID E. FISHMAN in seinem Beitrag nach.

Unter neuen politischen Vorzeichen behandeln die Autorinnen und Autoren des folgenden Teils ähnliche Themen für die Entwicklung der jüdischen Bevölkerung in der Republik Litauen zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs und 1940. Hier stehen vor allem die weitere Diversifizierung der jüdischen Gesellschaft und deren Reaktionen auf die neuen politischen Umstände im Vordergrund. Mordechai Zalkin zeigt in vier Beiträgen die verschiedenen Facetten der neuen

jüdischen Autonomie, die der jüdischen Bevölkerung im Zuge der neuen Nationalitätenpolitik zustand. Außerdem gibt er einen Überblick über das kulturelle jüdische Leben im Vilnius der Zwischenkriegszeit und skizziert die kulturellen Entwicklungen innerhalb der jüdischen Gesellschaft von der Literatur und Presse bis zur sehr erfolgreichen Theaterkultur. Diese Entwicklungen hatten auch eine Auswirkung auf die weiter zunehmende ideologische Ausdifferenzierung verschiedener jüdischer Schulen – ein Thema, das SAULIUS KAUBRYŠ in seinem Beitrag aufgreift, der jüdischen Schulbesuch v. a. statistisch erfasst. In einem lokalhistorischen Beitrag zeichnet RUTH LEISEROWITZ die Geschichte der Juden in der Region Klaipėda (Memelland) nach, ein Gebiet, das erst 1923 in den litauischen Staat inkorporiert wurde und eine starke kulturelle Orientierung nach Deutschland aufwies. Zwei weitere Beiträge geben einen Überblick über die Entwicklung wirtschaftlicher Strukturen (GEDIMINAS VASKELA) und die gegenseitige Wahrnehmung der verschiedenen ethnischen Gruppen im Litauen der Zwischenkriegszeit (Jurgita Šiaučiūnaitė-Verbickienė).

Die Politik der litauischen Regierung beschreibt VLADAS SIRUTAVIČIUS. Während die Regierung zu Beginn der Republik v. a. auf jüdische Autonomie und Beteiligung am politischen Prozess setzte, kam es schon nach wenigen Jahren zur Auflösung dieser Autonomie. Letztendlich, so Sirutavičius, waren alle litauischen Regierungen der Zwischenkriegszeit daran interessiert, Juden von der Verwaltung des eigenen Nationalstaats fernzuhalten. In einem weiteren Beitrag geht Sirutavičius den Ausbrüchen von Antisemitismus in dieser Zeit nach und arbeitet dessen verschiedene Elemente und Begründungslogiken – religiöse, wirtschaftliche und politische – heraus. Versuche des moderaten autoritären Regimes unter Antanas Smetona, die jüdische Bevölkerung zumindest gegen physische Angriffe zu schützen, waren nur vorübergehend erfolgreich. Mit dem Zusammenbruch des Regimes sah sich die jüdische Bevölkerung massiven Angriffen ausgesetzt, die die autoritäre Politik des Regimes noch hatte verhindern können.

Angesichts radikaler politischer und sozialer Transformationen und des verbreiteten Antisemitismus hatte die jüdische Bevölkerung in den folgenden vier Jahren, von 1940 bis 1944, kaum Unterstützung durch die nicht-jüdische Bevölkerung Litauens zu erwarten. Diesen verhängnisvollen Jahren ist ein eigener Teil gewidmet, in dem ARŪNAS BUBNYS in drei Beiträgen das Schicksal der litauischen Juden in der Zeit der sowjetischen Besatzung 1940–1941 und während des Holocaust (1941–1944) nachzeichnet und abschließend einen kurzen Überblick über den jüdischen Widerstand gegen das Nazi-Regime gibt. Auch wenn viele litauische Juden die Herrschaft des Sowjetregimes als kleineres Übel im Vergleich zur drohenden Besetzung durch Nazi-Deutschland sahen, traf die sowjetische Wirtschaftspolitik einen großen Teil der litauischen Juden schwer. Die darauffolgende deutsche Besatzung Litauens vernichtete die jüdische Gemeinschaft in Litauen fast vollständig. Bereits Ende 1941 waren fast 80 Prozent der litauischen Juden ermordet; insgesamt beläuft sich die schwer zu berechnende Opferzahl laut Bubnys auf fast 200 000 Menschen. Der Autor betont, dass gerade die Vernichtung fast der gesamten jüdischen Bevölkerung innerhalb nur weniger Monate sowie die starke Beteiligung der Verwaltung und der nichtjüdischen Nachbarn Besonderheiten des Holocaust in Litauen darstellen, die bis heute in Litauen heftig diskutiert werden. Auch wenn das Thema im letzten Teil des Bandes kurz angesprochen wird, wäre hier ein Abriss zur litauischen Debatte um die Beteiligung am Holocaust wünschenswert gewesen.

Der letzte Teil des Buches mit zwei Beiträgen gibt einen kurzen Überblick über die Entwicklung jüdischen Lebens in Litauen nach dem Holocaust – in der litauischen Sowjetrepublik und in der Zeit nach 1990. SAMUEL BARNAI zeichnet vor allem die demographische und politische Ent-

wicklung der Nachkriegsjahre nach, die von dem Wiederaufbau jüdischer Institutionen, aber auch der erneuten anti-jüdischen Politik unter Stalin geprägt war. Gleichzeitig beschreibt er die sozialen Strukturen, die von einem hohen Bildungsstandard, Urbanisierung, einer sinkenden Geburtenrate und Ehen mit Nichtjuden resp. Nichtjüdinnen geprägt waren – Entwicklungen die Juden in Litauen mit Juden anderswo in der Sowjetunion teilten, auch wenn Barnai argumentiert, dass diese Entwicklungen in Litauen weniger ausgeprägt waren. Die Beibehaltung der eigenen jüdischen Identität habe einerseits zu einer stärkeren Emigration geführt, andererseits aber auch zur Beteiligung an der litauischen Nationalbewegung der 1990er Jahre. Dieses letzte Kapitel litauisch-jüdischer Geschichte greift Vladas Sirutavičius auf und beschreibt es als eine Wiedergeburt eines öffentlichen und kulturellen jüdischen Lebens in Litauen, auch wenn trotz des offiziellen litauischen Eingeständnisses der Beteiligung am Holocaust eben diese unter den Litauern weiter heftig diskutiert wurde und wird.

Insgesamt bietet der Band einen Abriss der jüdischen Geschichte in Litauen vom Spätmittelalter bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Dabei ist der Band vor allem auf überblicksartige Wissensvermittlung angelegt, historiographische Kontroversen werden eher gemieden. Die Beiträge decken vielfältige Facetten sowohl der obrigkeitlichen Politik als auch der gegenseitigen Wahrnehmung von jüdischer und nichtjüdischer Bevölkerung sowie religiöse, kulturelle, wirtschaftliche und politische Entwicklungen innerhalb der jüdischen Gemeinde ab. Neuere historiographische Ansätze, die sich mit Gender, Raumvorstellungen, Körpergeschichte oder ähnlichem beschäftigen, sucht man allerdings vergeblich. Nichtsdestotrotz bietet der Band einen zuverlässigen Überblick für Leser und Leserinnen, die sich in die jüdisch-litauische Geschichte einlesen möchten.

CORNELIA AUST

Bielefeld

JGO 71, 2023/3, 479–483

Byzantium in Eastern European Visual Culture in the Late Middle Ages

Ed. by Maria Alessia Rossi and Alice Isabella Sullivan. Leiden, Boston: Brill, 2020. XVII, 302 S., 65 Abb., 2 Ktn., 1 Tab. = East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450–1450, 65. ISBN: 978-90-04-42136-3.

The interest in the history and culture of Byzantium has not weakened for several centuries. In the second half of the 20th century scholars paid particular attention to the influence of Byzantine culture on European art, particularly on the visual culture of Eastern Europe, the territory of “Byzantine Commonwealth” (Dimitri Obolensky). The concept of unilateral influence of the Empire on Orthodox states culturally connected with it has recently been rejected, giving way to an in-depth study of interaction between national cultures and Constantinople. The adherence of late medieval culture to Byzantine traditions after the fall of the Empire is of particular importance. The expression “Byzance après Byzance”, that has figured in mid-20th century scholarship, is acquiring new

meaning thanks to recent research into the art and architecture of the Balkans and Russia from the Palaiologan time to the 18th century. These issues are addressed in the current volume.

Published as Volume 65 of „East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450–1450“, the tome consists of 10 essays. The authors tackle architecture, monumental art, icons, liturgical embroidery of Bulgaria, Serbia, Wallachia and Moldavia, as well as enthronement rituals of medieval Russia in the context of the spiritual and cultural relations with Byzantium. The essays cover the period from the beginning of the 14th to the 17th century, the heyday of unique Eastern European cultures formed on the base of Byzantine Orthodoxy. The structure of this volume reflects the complex relations between Constantinople and Eastern Europe in terms of theology, liturgical rites, iconography, architecture, and political interaction. This allows for seemingly unrelated chapters to coalesce around the theme of cultural interactions. Not always conforming to linear chronology, the essays offer an in-depth and multifaceted study of interconnections and interdependences of Slavic cultures, Byzantium, and the post-Byzantine world.

Chapter 1 (JUSTIN L. WILLSON) discusses the iconography of the 14th century fresco “Allegory of Wisdom” in Chrelja’s tower of Rila monastery in Bulgaria and its connection to theology. The fresco is a symbolic illustration of Solomon’s ninth parable. The composition that includes young Christ in the centre and seven figures around him symbolizing the seven gifts of the Holy Spirit, differs from the illustration of the same parable in the late 13th century church of the Holy Mother of God Peribleptos in Ohrid. This new imagery became particularly popular in Serbia, which allows for a better understanding of Philotheos Kokkinos’ works on the gift of Wisdom. Because they were written later than the painting in Chrelja’s tower, the author argues that the iconography of the fresco reflects not so much the influence of Byzantine texts, but ideas developed by Byzantine and Slavic theologists and painters of that epoch. These ideas led to the creation of a new visual language based on the verbal imagery of the Old Testament.

Chapter 2 (ALEXANDRA VUKOVICH) focuses on the investiture ceremony of young Dmitrii who was enthroned by his grandfather Grand Prince Ivan III because his father had passed away. Scholars have always been interested in the roots and forms of the representation of power in the Russian monarchy. Russian medieval bookmen starting from the time of Yaroslav the Wise have compared Russian rulers to the kings of the Christian empire and ancient Israel. But there is also a hypothesis about the eastern influence on the forms of Russian autocracy, especially after the Tatar-Mongol invasion. Vukovich’s study of the ritual mentioned in the chronicle reconsiders the treatment of Byzantine heritage by Muscovy Rus’. The ceremony of investiture took place on 4th of February 1498 in the Dormition Cathedral in Moscow during which the grandfather placed the cap of Monomakh on Dmitrii’s head. According to *The Tale of the Princes of Vladimir* written in the 16th century, Vladimir Monomakh, the Grand Prince of Kiev, had received the Cap from his grandfather – Byzantine emperor Constantine Monomachus. The idea of ancient family ties between the Russian princes and Byzantine emperors was politically important for Ivan III’s circle. The essay demonstrates how freely the Russian bookmen coupled ancient and known artifacts with new elements in the inauguration rituals. New forms and imagery introduced in the Russian ceremony of investiture reflect the ideology of the new Orthodox state.

In Chapter 3, ELIAS PETROU discusses a new aspect in the relationship between Serbia and Byzantium during the Palaiologan period. For the first time in history, Constantinople and the Serbian Kingdom established a mutual and equal relationship through dynastic alliances and cultural

exchanges. By way of example, the author mentions the construction of the Xenon of the Kral in Constantinople by the Serbian king Milutin. Perhaps the idea of this charitable initiative was linked to the marriage of a forty-eight-year-old Serbian king with five-year-old Simonis, the daughter of emperor Andronicos II Palaiologos, in 1299. The complex that used to be located at the monastery of St. John Prodromos 'en Petra' in the area of Blachernae included, apart from the inn and the hospital, a grand library. The 1430s provide another example, as the Byzantine nobleman George Cantacouzenos Palaiologos relocated his private library to the Serbian town of Smederevo, which he fortified. Petrou also demonstrates Constantinople's close relationship with Serbia up to the latest decades of the Byzantine Empire's existence that saw mutual participation in charitable initiatives and intellectual exchange.

In Chapter 4, **MARIJA MIHAJLOVIC-SHIPLEY** tackles the icon of St. Peter and St. Paul from the Vatican treasury, which reveals the complex political and interfaith issues in Serbia in the late 13th century. The icon is viewed as a mysterious diplomatic message. The author pays attention to the image of a Latin bishop – St. Nicolas, who is venerated in Bari and whose cult proliferated in the West. At the same time the sons of queen Jelena – Serbian kings Dragutin and Milutin – wear byzantine royal outfit. The iconographic program of the icon reveals the general aspiration of the Serbian rulers to seek out a balance between East and West and, more specifically, Jelena's goal to integrate religious traditions and establish parity relations with both Constantinople and Rome.

Chapter 5 (**MARIA ALESSIA ROSSI**) focuses on the New Testament's miracles in Serbian monumental painting at the time of king Milutin. During his reign, the liturgical importance of Christ's miracles was enhanced as they were not only displayed in the cella (*naos*), but in the sanctuary (*altar*) as well. Serbian rulers had close connections with the autocephalous Serbian church. The idea of holiness of the royal dynasty resulted in innovative iconography of Serbian art. Thus, compositions emerged that celebrate the royal dynasty. Traditional Byzantine scenes of Christ's miracles contain details from the life of king Milutin that are meant to highlight his close relationships with Byzantine emperor Andronicos II Palaiologos. In "The marriage at Cana" from the church in Gračanica monastery, for example, the evangelical bride resembles Byzantine queen Simonis, who became the wife of a Serbian king and whose portrait can be found there. The inclusion of the episodes of Zacchaeus' blessing into the context of miracles, the healing of the paralytic at Bethesda, the healing of the man born blind and the Samaritan woman (at Staro Nagoričino, Gračanica and the Church of St. Nicetas in Čučer) correspond to Serbian liturgy. It also indicates that king Milutin's artists emphasized his ecclesiastical independence.

In Chapter 6, **IDA SINKEVIC** discusses the most impressive monument of medieval Serbia – the Church of Christ Pantokrator in Dečani (1327–1335, 1347–1348). The largest ensemble of monumental paintings in Serbia includes cycles from the Old and New Testaments, illustrations of the Akathist and Calendars, portraits of kings from the Nemanjić dynasty (i. e. the family tree of Nemanjić dynasty). The majestic architecture of this five-naved basilica, whose external décor follows western iconography, makes this unique church a symbol of Serbia's prosperity during the reign of king Stephan Dečanski and his son Stefan Dušan. A detailed study of historical events, the influence of the prominent religious leader Archbishop Danilo II, the ecclesiastical relations with Athos as well as the analysis of architecture and sculpture demonstrate how a synthesis of Western and Byzantine elements emerged that made Serbian architecture and monumental art unique.

In Chapter 7, JELENA BOGDANOVIC tackles a great number of monuments built in the 14th–16th centuries in Serbia and Wallachia, whose *ktitors* were local noblemen. Constructed from stone and plinth with rich décor of their facades, Moravian and Vlach ecclesiastical buildings have common features despite of being dispersed in remote territories. *Triconch* churches discussed in this essay were extremely popular in the region. The construction of this type of church is related to the cultural and spiritual influence of mount Athos' architectural traditions, where the *triconch* plan originated. This architectural plan was chosen to show commitment to Orthodoxy, which became particularly important in the Balkans during Ottoman rule. Serbian and Wallachian monuments demonstrate the considerable development in architecture during the post-Byzantine period.

Chapter 8 (ALICE ISABELLA SULLIVAN) discusses the art of 16th century Moldavia, whose rise coincided with a difficult period of Ottoman rule. Initiator of ecclesiastical construction and patron of murals was the Prince of Moldavia, Petru Rareș, who continued the religious politics of his father, Stephen the Great, who had supported Orthodox monasteries and extended artistic patronage. Turkish dominance met both military and artistic resistance. The latter features in the most prominent monument of this time, the *katholikon* of the Moldovița Monastery (1532–1537). Featuring elongated proportions of the *triconch* plan, its pointed arches combine Gothic and Byzantine features. The inner walls and vaults are covered entirely by multi-layered cycles of images that include scenes from the Bible and images of saints; they follow the Byzantine tradition. But what makes these churches unique are the murals on the outside. Also arranged in cycles, they cover the entire facade. Themes that include the Akathist, the miraculous salvation of Constantinople, the Heavenly Ladder of John Climacus, the Last Judgment, and a great gallery of saints on the eastern facade and stepped buttresses demonstrate the pathos of spiritual victory and proclaim Byzantine ideals vis-à-vis Ottoman rule.

Chapter 9 (HENRY DAVID SCHILB) focuses on the iconography of a special type of embroidered *epitaphios* made in Moldavia and Wallachia in the 15th–17th centuries. Embroidered *Epitaphios Threnos* (Lamentation upon the Grave) cloths were used in liturgy and were part of the Great Entrance procession. The images on the *epitaphios* are surrounded by Eucharistic prayers. The analysis of a large number of works ranging from Byzantine embroideries of the 14th century to Moldavian and Wallachian pieces of the 15th–17th century reveal their deep Byzantine roots. At the same time the author demonstrates unique features that indicate local production.

The closing chapter by DANIJEL CICOVIC and IVA JAZBEC TOMAIC tackles an eminent Croatian embroidered altar frontal made in 1358 for the Krk Cathedral (Veglia), using the drawing of Paolo Veneziano. Such silks adorned by the images of Christ, the Virgin and saints are a typical Gothic liturgical furnishing. The Veglia altar frontal is a representative example of the complex convergence of social, political, religious, and artistic spheres on the Adriatic coast. The Croatian cultural environment was shaped by the Slavic language of the liturgy and catholic liturgical rites as much as the tense relations between the Croatian Kingdom and the Venetian Republic. The comprehensive study of the embroidery techniques, its style, artistic quality of different parts, comparison with similar works as well as deep analyses of historical events allow the authors to explore the artistic history of the region, Venetian art, and artistic production in the 14th century.

The authors of the volume undertook a colossal mission by showing the development of Eastern European culture at the crossroads of West and East in the Late Middle Ages. Despite the difficult political situation after the fall of Constantinople, the art of countries with historical, cultural,

and religious ties to the Byzantine world continued to develop whilst preserving the traditions of the great Byzantine heritage and creating their own artistic language.

This publication offers not only valuable conclusions, but also indicates new directions for future research on the art and culture of the post-Byzantine world.

Index, extensive bibliography, and detailed footnotes make this volume an important reference book on Byzantine and post-Byzantine art.

NINA V. KVLIVIDZE
Moscow

JGO 71, 2023/3, 483–484

Mykhailo Hrushevsky

History of Ukraine-Rus'. Vol. 2: The Eleventh to Thirteenth Century

Transl. by Ian Press. Ed. by Christian Raffensperger and Frank E. Sysyn. With the translation and editorial assistance of Tania Plawuszczyk-Stech. Edmonton, Toronto: Canadian Institute of Ukrainian Studies Press, 2021. LXXXVIII, 606 S., 4 Ktn., 1 Abb. = The Hrushevsky Translation Project. ISBN: 978-1-894865-58-6.

Die Wiedererstellung eines unabhängigen ukrainischen Staates hat den entscheidenden Impuls dafür gegeben, den wohl bedeutendsten Historiker wiederzuentdecken, den die Nation bisher hervorgebracht hat – Mychajlo Hruševs'kyj (1866–1934). Es ist schwerlich ein Zufall, dass die in Kanada ansässige große ukrainische Exilgemeinschaft ihre wissenschaftlichen Institutionen und finanziellen Mittel zu nutzen wusste, um Hruševs'kyjs monumentale zehnbändige *Geschichte der Ukraine-Rus'*, die auf Ukrainisch von 1898 bis 1937 in L'viv/Lemberg und Kyjiv/Kiew erschienen ist, der breiteren Öffentlichkeit in einer englischsprachigen Übersetzung zugänglich zu machen. Schon zu Lebzeiten des Verfassers hatten einzelne Bände überarbeitete Neuauflagen erlebt. Daher haben die Herausgeber der englischsprachigen Ausgabe für ihre Übersetzung jeweils die Auflage zu Grunde gelegt, die als letzte von Hruševs'kyj persönlich durchgesehen worden war. Für den vorliegenden zweiten Band trifft dies auf die zweite Auflage von 1905 zu, die damit den damaligen Forschungsstand konserviert. Leider war es Hruševs'kyj nicht vergönnt, seine historische Erzählung über das Jahr 1659 hinaus weiterzuführen. Eine Schlüsselrolle in seinem Konzept spielen die ersten drei Bände, welche von der Vorgeschichte bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts reichen, als die politische Eigenständigkeit der südlichen Rus' faktisch endete. Diese Zeitspanne bildet für Hruševs'kyj das Scharnier seiner These, dass nicht die nordöstliche Rus' und Moskau, sondern Kiew und die Ukraine die historische Kontinuität der Kiewer Rus' verkörpern. Dies war ein direkter Angriff auf die in der Historiographie vorherrschende und in Russland bis heute obligatorische „russozentrische“ Deutung der Geschichte des Ostslawentums. Der erste Band der englischsprachigen Ausgabe, der die Vorgeschichte der Rus' und die staatlichen Anfänge bis zum Ende der Herrschaft Großfürst Vladimirs I. von Kiew (1015) behandelt, ist bereits 1997 erschienen (Vgl. dazu die Rezension von Jens Boysen in dieser Zeitschrift, Jahrgang 47 [1999], 4, S. 583–585). Nach einem Intervall

von fast einem Vierteljahrhundert konnten 2021 der vorliegende zweite und 2022 der dritte Band erscheinen. Dieser zeichnet die Geschichte der südlichen Rus' nach der Eroberung Kiews durch die Mongolen (1240) bis zum Jahre 1340 nach.

Der hier zu besprechende zweite Band der englischsprachigen Übersetzung behandelt die Blütezeit und den Verfall des Kiewer Reiches von der Herrschaft Jaroslavs des Weisen (1019–1054) bis zur Eroberung der südlichen Rus' durch die Mongolen 1240/41. In dieser Epoche verortet Hruševs'kyj das historische Fundament der heutigen Ukraine – eine Deutung, die sich durchaus nachvollziehen lässt und der sich ausführlich PAUL HOLLINGSWORTH in der „Hrushevsky's Vision of Medieval Ukraine“ überschriebenen Einleitung widmet. Für nicht quellengerecht und unhistorisch halte ich jedoch die Entscheidung der kanadischen Herausgeberschaft, nicht nur alle Personen- und Ortsnamen, sondern auch die Quellentermini dieser Epoche konsequent in ukrainisierter Schreibung zu bringen (so wird etwa *izgoi* zu *izhoi*). Dabei war doch die damals verwendete Schriftsprache weder Russisch noch Ukrainisch. Mit einer quellengetreuen Namensschreibung hätte die Übersetzung an wissenschaftlichem Wert nur gewinnen können. Hruševs'kyjs Darstellung gliedert sich in zwei Hauptteile: Die ersten drei Kapitel geben einen detaillierten Überblick über die innen- wie außenpolitische Entwicklung des Kiewer Reiches und folgen dabei weitgehend der Hypatiuschronik (S. 1–202). Für den Niedergang des Reiches seit dem 12. Jahrhundert macht der Autor dabei nicht nur die Schwächung der Kiewer Zentralmacht durch den Zerfall des Landes in unabhängige Teilfürstentümer verantwortlich, sondern auch die innere Situation dieser selbst, die mit ihrem zunehmenden Zerfall in weitere Herrschaftseinheiten die Probleme des Gesamtreiches auch auf regionaler Ebene widerspiegeln. Ausnahmen in dieser Hinsicht stellten Hruševs'kyj zufolge nur Rostov-Suzdal' und Galizien dar (S. 103). Der zweite Hauptteil der Darstellung fokussiert sich auf die Entwicklung der einzelnen Länder, arbeitet dabei besonders die regionalen Unterschiede heraus, richtet das Augenmerk dabei aber auch auf die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Aspekte (S. 203–406). Erwähnenswert, da bei Gesamtdarstellungen eher selten, ist, dass Hruševs'kyj auch der Bedeutung des Steppenraums für die Geschichte der Kiewer Rus' ein eigenes Kapitel widmet (S. 407–443).

Welchen wissenschaftlichen Wert für uns heute hat eine Geschichte der Kiewer Rus', die den Forschungsstand vom Anfang des 20. Jahrhunderts repräsentiert? Wenn man die nationalistische Intention des Autors, die im konkreten Text jedoch wenig zum Tragen kommt, sowie die Ukrainisierungsmanie der Herausgeberschaft beiseitelässt, sehe ich das Verdienst Hruševs'kyjs vor allem in der faktengesättigten Dichte der historischen Erzählung, die von späteren Gesamtdarstellungen kaum mehr erreicht worden ist. Seine stupende Quellen- und Literaturkenntnis, seine Vielsprachigkeit und internationale Vernetzung boten dazu die besten Voraussetzungen. Dabei griff er sogar auf unpublizierte Quellen zurück. Dass er seinen ursprünglichen Text eher sparsam mit Nachweisen unterfütterte, hat die kanadische Herausgeberschaft durch intensive eigene Nacharbeit zu kompensieren vermocht. Auch die Forschungsüberblicke, die der Autor im Anhang sowohl der Geschichte des Kiewer Reiches generell als auch einzelnen ihrer Aspekte widmet, hat die Herausgeberschaft historiographisch aktualisiert (S. 444–487). Mit ergänzenden genealogischen Tafeln und Karten, der nachrecherchierten Bibliographie von 1905 sowie einem Index lässt die Publikation keine Wünsche offen.

JGO 71, 2023/3, 485–487

Sven Jaros

Iterationen im Grenzraum. Akteure und Felder multikonfessioneller Herrschaftsaushandlung in Kronruthenien (1340–1434)

Berlin: De Gruyter Oldenbourg, 2021. XXIV, 564 S., 57 Abb., 8 Tab. = Europa im Mittelalter, 41. ISBN: 978-3-11-074844-4.

Die aus einer Dissertation hervorgegangene Monographie von Sven Jaros legt den Fokus auf eine bisher in der internationalen Forschung wenig problematisierte Grenzregion Ostmitteleuropas, derer komplexe Geschichte und sogar deren geographischer Name nicht nur in der deutschen, sondern auch in der polnischen, ukrainischen, litauischen, belarusischen sowie russischen Historiographie viele Probleme bereitet. Der Begriff „Kronruthenien“ (pol. Ruś Koronna) wird in der polnischen Geschichtsschreibung manchmal wechselweise mit der wenig präzisen Bezeichnung Ruś Czerwona (dt. veraltet „Rotreußen“ bzw. „Rotruthenien“) in Bezug auf den südwestlichen Teil des Fürstentums Halyč-Volyn' (Galizien-Wolhynien) verwendet, das von 1253 bis 1308 zum Regnum Galiciæ et Lodomeriæ geworden war. Nach dem Aussterben des lokalen Zweigs der Rjurikiden-Dynastie wurde das Fürstentum zum Opfer der Expansion der miteinander konkurrierenden Königreiche Polen und Ungarn sowie des Großfürstentums Litauen. Die ab 1340 durch Polen (und später vorübergehend durch Ungarn) eroberten und beherrschten Gebiete von Halyč (Volyn' war dem Großfürstentum Litauen bis 1569 zugehörig) wurden zu Beginn der 1430er Jahre in eine polnische Wojewodschaft umgewandelt und bis zu den Teilungen Polen-Litauens im 18. Jahrhundert als Kronruthenien bezeichnet.

Die Geschichte der Integration dieser multikulturellen Grenzregion in das Königreich Polen im Zeitraum von 1340 bis 1434 stellt den Gegenstand der meisterhaften Monographie von Sven Jaros dar. Allerdings ist in diesem Zusammenhang auch auf die Publikationen zum Thema „Kronruthenien im Spätmittelalter“ von Andrzej Janeczek und Thomas Wunsch aus der Zeit rund um die Jahrtausendwende hinzuweisen, die wichtige Anstöße zum Perspektivenwechsel in der zuerst von der Teilungssituation Polen-Litauens und später von der Sowjethegemonie geprägten Forschungslage gaben und auf die Jaros in seiner Forschungsarbeit aufbauen konnte. (Siehe u. a. Andrzej Janeczek: *Early Urban Communes under German Law in Halyč-Volhynian Rus' [the thirteenth to the mid-fourteenth century]*, in: *Acta Poloniae Historica* 119 [2019], S. 61–82 und Thomas Wunsch / Andrzej Janeczek (eds.): *On the Frontier of Latin Europe. Integration and Segregation in Red Ruthenia, 1350–1600*. Warszawa 2004.)

Das Buch von Jaros ist in vielerlei Hinsicht als bahnbrechend zu bewerten – sowohl in Bezug auf die angewandte Methode als auch die aufschlussreichen Forschungsergebnisse und den vom Autor innovativ ausgewerteten umfangreichen Quellenkorpus. Dabei muss man auch den gut durchdachten Aufbau der Monographie betonen. Nach der „Hinführung“, in der die „Turns, Tabus und Trends“ in der Forschungsgeschichte, die Fragestellungen, die Methodik, wozu auch die sieben „Funktionsgesetze der Herrschaftsaushandlung in Kronruthenien“ und ihre „Ableitungen“ (S. 17–24) gehören, und die Quellenbasis präsentiert werden, erfolgt eine kurze Darstellung der Gebiete von Halyč-Volyn' im Spannungsfeld der Interessen der um Einfluss in dieser Region im 14. Jahrhundert konkurrierenden Nachbarn Litauen, Ungarn, Polen und Masowien, wobei die masowischen

Herzöge aus der polnischen Piasten-Dynastie stammten und mit lokalen Rjurikiden eng verwandt waren. Die nächsten dem chronologischen Ordnungsprinzip folgenden Untersuchungskapitel beleuchten die Fortschritte und Rückschläge der Integration und die Verflechtungen zwischen den ruthenischen Gebieten und der Krone Polens in den Zeitabschnitten 1340–1370 (Eroberung und erste „zaghafte“ Phase der Integration), 1370–1386 (ungarische Herrschaft), 1387–1398 (Wiedereingliederung Kronrutheniens in die polnische Krone), 1399–1424 und 1424–1434 (Kronruthenien in der Zeit der Herrschaft von Wladyslaw Jagiello und Periode der fortschreitenden Integration). Dazwischen werden zwei kürzere Exkurse eingeflochten, die sich auf die kirchlich-konfessionellen Verhältnisse in Kronruthenien an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert beziehen, als die lateinische Kirche sich in der bisher von der orthodoxen Kirche dominierten Landschaft, in der aber auch die armenische Konfession präsent war, mühsam etablieren musste.

Im anschließenden analytischen Kapitel „Konfigurationen eines Herrschaftsraumes“ werden verschiedene Aspekte der Integration dargestellt: multikonfessionelle Verhältnisse; Migrationen (u. a. Einwanderung aus Polen, Masowien, Schlesien, Ungarn, Litauen, Podolien und der Moldau); Verleihung von Krondomänengütern und Vergabe von Ämtern an die sich neu gestaltenden Eliten der ruthenischen Kronprovinz; königliche Lokationspolitik und rechtlich-religiöse Pluralität innerhalb der Städte; in der Urkundensprache, die bis in die 1420er Jahre jeweils den Bedürfnissen der Beurkundungsempfänger entsprechend lateinisch oder/und ruthenisch war, sich widerspiegelnde, regelmäßig wiederkehrende Praktiken oder Handlungen (Itinerationen), die zur Integration beigetragen haben. Letztlich werden in den Schlussbetrachtungen die Hauptergebnisse der Untersuchung aufgrund des von Jaros gewählten und konsistent angewandten methodischen Ansatzes, den man als Kombination von Diplomatie und Praxeologie charakterisieren kann, zusammengefasst.

Nach der Konzeption von Pierre Bourdieu, der das Phänomen der Herrschaftsaushandlung als „historisch konstruierte Spielräume mit spezifischen Institutionen und eigenen Funktionsgesetzen“ (S. 17) charakterisiert, die die „Felddynamik“ des Integrationsprozesses bestimmen, versucht der Autor im Laufe seiner analytischen Untersuchungen folgende Leitfragen zu beantworten: Wer, wo und wann wandte sich mit einer Bitte um Beurkundung an die Herrschenden? Wer und aus welchem Grund war an der Beurkundung beteiligt? Wie wurden die Urkunden ausgestellt, bestätigt und gelagert? Wie hat man die ausgehandelten Rechtsinhalte überprüft und umgesetzt? Im Schlusssatz, in dem der Verfasser das letzte seiner sieben, in der „Hinführung“ ausführlich dargelegten Funktionsgesetze betrachtet, das sich auf die „Rückkoppelungen von Makro-, Meso- und Mikroebene“ im Rahmen der Aushandlungsprozesse bezieht, stellt er fest: „Nicht der Gestaltungswille der Herrscherinnen und Herrscher, sondern Kommunikations- und Aushandlungsprozesse zwischen den Akteuren formten die Region und ließen sie langfristig zu einer regulären Wojewodschaft innerhalb des polnischen Königreiches werden“ (S. 277).

Dem analytischen Teil des Buches schließt sich mit dem „Repertorium diplomatum terrae Rusie Regni Poloniae“ ein umfangreicher Anhang an (S. 285–474), den es für sich genommen schon als herausragende Leistung zu würdigen gilt. Aufgrund der lateinischen, polnischen, ukrainischen und russischen Quelleneditionen wie der eigenen Archivforschung des Autors in Polen und der Ukraine umfasst das Repertorium eine systematische Zusammenstellung von durch Herrscher und Herrscherinnen und „Capitanei Russie“ ausgestellten Urkunden (inkl. Deperdita und Fälschungen) aus dem Zeitraum von 1345 bis 1434. Damit hat Sven Jaros eine ausgezeichnete Grundlage für weitere Forschungen gelegt. Die Publikation wird durch Karten, Diagramme, ausgewählte Abbildungen

von Dokumenten sowie Schaubilder, die einen besseren Überblick über die im Text dargestellten Akteure und ihre Interaktionen ermöglichen, bereichert.

Im Kontext moderner nationalstaatlicher Vereinnahmungen, wie sie im postsowjetischen Raum ab den 1990er Jahren infolge der Neugestaltung oder (Wieder-)Gründung (*rebirth*) von ost-mitteuropäischen bzw. osteuropäischen Nationalstaaten häufig zu beobachten sind, bilden Ortsnamen eine große Herausforderung. In diesem Fall entschloss sich der Verfasser zu Recht dazu, identifizierbare Ortsnamen „in der Form ihrer heutigen nationalstaatlichen Zugehörigkeit“ wiederzugeben, d. h. „bei ukrainischen und belarusischen Orten in ihrer wissenschaftlichen Transliteration“ (S. XXI) und die polnischen Namen nach der polnischen Schreibweise. Bei den Personennamen der Herrscher und Herrscherinnen verwendet er die Namensformen, die in der heutigen jeweiligen Landessprache gebraucht werden. Es wundert nicht, dass bei diesem sehr komplexen Vorgehen dem Verfasser einige Schreibfehler unterlaufen sind. So wird z. B. der Name von Elżbieta Łokietkówna, der Tochter des Königs von Polen Władysław Łokietek, mehrfach fälschlicherweise als „Elżbieta Łokietkówna“ wiedergegeben.

Insgesamt ist die Monographie von Sven Jaros wegweisend und innovativ. Sie öffnet neue Forschungsperspektiven und leistet einen inspirierenden Beitrag zur Geschichte Osteuropas, indem er bei der Analyse der ostmitteleuropäischen Region Kronruthenien sowohl auf konkurrierende nationalstaatliche Konstruktionen als auch auf simplifizierende Konzepte wie den *Clash of Civilisations* oder eine „spektakuläre“ Transkulturalität verzichtet. Das Buch von Sven Jaros legt somit einen neuen methodologischen Ansatz zur Erforschung einer spätmittelalterlichen multikulturellen Grenzregionen Europas vor, die man als ein Laboratorium der komplexen Integrations- und Transferprozesse betrachten kann.

IGOR KĄKOLEWSKI
Berlin

JGO 71, 2023/3, 487–490

Roma Writings. Romani Literature and Press in Central, South-Eastern and Eastern Europe from the 19th Century until World War II

Ed. by Raluca Bianca Roman, Sofiya Zahova and Aleksandar G. Marinov. Paderborn: Schöningh, 2021. XIII, 276 S., 4 Abb., 10 Tab. ISBN: 978-3-506-70520-4.

Roma Voices in History. A Sourcebook

Ed. by Elena Marushiakova and Vesselin Popov. Paderborn: Schöningh, 2021. XXXVI, 1068 S. ISBN: 978-3-506-70518-1.

Roma Portraits in History. Roma Civic Emancipation Elite in Central, South-Eastern and Eastern Europe from the 19th Century until World War II

Ed. by Elena Marushiakova and Vesselin Popov. Paderborn: Schöningh, 2022. XI, 749 S., 57 Abb. ISBN: 978-3-506-70519-8.

Die drei hier zu besprechenden Bücher sind das Ergebnis eines groß angelegten, EU-finanzierten Projekts mit dem Titel *RomaInterbellum: Roma Civic Emancipation between the Two World Wars*. Das erklärte Ziel der Autor*innen ist dabei vielseitig. Der Fokus ihrer Forschung liegt sowohl auf jenen historischen Ereignissen, die Ende des 19. Jahrhunderts in Ost- und Südosteuropa einen direkten Einfluss auf das Leben der dortigen Roma hatten, als auch auf jenen sozialpolitischen Faktoren, die es einzelnen Vertretern dieser Minderheit zur damaligen Zeit ermöglichten, einen ethnischen Emanzipationsprozess anzustoßen. Genau wie andere europäische Ethnien betreiben auch die Roma in der Zwischenkriegszeit einen Nation-Building-Prozess, wandeln sich zu aktiven Akteuren, die ein politisches Mitspracherecht fordern, und beginnen mit dem Aufbau von Strukturen, die den von ihnen initiierten Emanzipationsprozess unterstützen sollen. Dabei entwickeln sie eine Reihe von ethnopolitischen und kulturellen Ideen, die mithilfe neu gegründeter Zeitungen, Zeitschriften oder literarischer Werke den Angehörigen dieser Minderheit kommuniziert wurden. Diese Veröffentlichungen gab es sowohl in der jeweiligen Landessprache als auch auf Romani.

Mit der Präsentation und Analyse dieser Publikationen beschäftigt sich der erste Band. Bereits hier zeigt sich, wie unterschiedlich die historischen und politischen Voraussetzungen für die Roma in den einzelnen Ländern waren. Während die vorgestellten Zeitungen aus dem Rumänien der Zwischenkriegszeit eine rege Vereinstätigkeit und ein ausgesprochen gut organisiertes Kulturleben der Roma beschreiben, reduziert sich die Darstellung der Lage in Ungarn zur gleichen Zeit auf die Aktivität nur einer einzigen Roma-Gruppe, nämlich die der Musiker. Die Kapitel zu Bulgarien und Jugoslawien beschreiben neben einer Reihe von politischen Publikationen auch ein rühriges literarisches Leben. Zwei Beiträge aus diesem Band fallen inhaltlich eher knapp aus. Das ist zum einen der Abriss zu den Roma im Osmanischen Reich, der eher die Rolle einer Einleitung zu den später untersuchten Balkanländern übernimmt, zum anderen ist auch der Beitrag zu den Roma in der Sowjetunion überschaubar. Dies ist insofern überraschend, als die Kultur- und Minderheitenpolitik der Sowjetunion gegenüber den Roma insbesondere in der Zwischenkriegszeit als progressiv eingestuft wird und, im Gegensatz zu anderen Ländern Ost- und Südosteuropas, gut erforscht ist.

Im Kontext der klaren geographischen Verortung der Studie erscheint der Beitrag zum kulturellen Leben der Roma in Finnland doch etwas überraschend. Die Argumente der beiden Autor*innen – die Zugehörigkeit dieses Landes bis 1917 zum Zarenreich und die Geschichte der Roma in Finnland als neues Forschungsthema – sind bis zu einem gewissen Grad verständlich. Trotzdem fällt es dem Rezensenten ab einem bestimmten Punkt schwer, Parallelen zwischen einem skandinavischen Land einerseits sowie ost- und südosteuropäischen Ländern andererseits zu ziehen. Dafür sind die historischen Erfahrungen und die sozialpolitischen Voraussetzungen zwischen den beiden Regionen doch zu unterschiedlich.

Der zweite und mit über tausend Seiten auch umfangreichste Band ist eine Sammlung unterschiedlicher Quellen. Diese reichen von den Statuten einzelner Roma-Organisationen über Berichte von Kongressen und Vereinsversammlungen sowie Petitionen bis hin zu Polizeiberichten oder Anleitungen, wie Roma ihren Alltag führen und sich in die Mehrheitsgesellschaft integrieren sollen. Ausschlaggebend für die Auswahl der Quellen war vermutlich die Ergiebigkeit der Archive in den jeweiligen Ländern sowie die dortigen logistischen Möglichkeiten, die sich erfahrungsgemäß deutlich unterscheiden. Auch wenn die Quellen bezüglich ihres Inhalts und ihrer Aussagekraft sehr unterschiedlich ausfallen, ist dieser Band ein wichtiger Beitrag zur europäischen Roma-Forschung. Da die Quellen nicht nur Teile von Archivbeständen widerspiegeln, sondern auch übersetzt und

durch Kommentare in den entsprechenden nationalen Kontext eingeordnet wurden, werden diese Beiträge in Zukunft mit Sicherheit die Grundlage weiterer Arbeiten innerhalb der Roma-Forschung sein. Obwohl Finnland nur einen marginalen Bezug zu Ost- und Südosteuropa hat, wurde dieses Land in einem Beitrag behandelt. Hier liegt die Vermutung nahe, dass Vorgaben oder Gründe des Projektdesigns dafür ausschlaggebend waren.

Trotz unterschiedlicher Quellenlage zeigt dieser Band deutlich, wie vielseitig das sozialpolitische und kulturelle Leben der Roma in der Zwischenkriegszeit war und in welchem Gegensatz es zum Bild einer unterprivilegierten, marginalisierten ethnischen Gruppe stand. Es zeigt sich, dass Roma-Vertreter Angehörige einer entstehenden bürgerlichen Mittelschicht waren und einen bestimmten sozialen Status sowie hinreichend ethnisches Selbstbewusstsein erreicht hatten, um sich mit den Alltagsproblemen dieser Minderheit auseinandersetzen zu können. Um den von ihnen initiierten ethnischen Emanzipationsprozess voranzutreiben, waren sie auch bereit, ihre eigenen finanziellen Mittel und ihre Zeit zu investieren.

Ein weiterer Vorteil dieses Quellenbandes besteht darin, dass er Vergleiche zwischen den Ländern Ost- und Südosteuropas möglich macht. Die Durchführung solcher vergleichender Studien scheiterte bisher meist bereits an den mangelnden Sprachkenntnissen der Forscher*innen, beherrschten doch die wenigsten z.B. die bulgarische und gleichzeitig auch die ungarische Sprache. Zudem sind die Quellen ins Englische übersetzt.

Der dritte und letzte Band versteht sich als Studie, welche jene Akteure, die die Emanzipationsprozesse der Roma in den verschiedenen Ländern Ost- und Südosteuropas vorangetrieben haben, porträtieren soll. Dieses Vorhaben gelingt allerdings nur begrenzt, und die Gründe dafür sind vielfältig. An erster Stelle steht die mangelnde Definitionsschärfe des von den Autor*innen verwendeten Elitenbegriffes. Es wird zwar darauf hingewiesen, dass dieser Begriff eine weitere Klärung benötigt (S. 9), allerdings reicht der anschließende Hinweis auf zwei, wenn auch gehaltvolle, Publikationen von Miroslav Hroch nicht aus, um dem Elitenbegriff die notwendige Griffigkeit zu verleihen. Allein schon wegen der ausgesprochenen Heterogenität der ethnischen Minderheit der Roma ist die gewählte Bezeichnung *Civic Emancipation Elite* ungenügend, um die Komplexität und Vielschichtigkeit der Roma-Elite in der Zwischenkriegszeit zu erfassen. Forschungsarbeiten zu diesem Thema, die in den letzten Jahren im deutschsprachigen Raum publiziert wurden und mit Sicherheit eine gute theoretische Grundlage geboten hätten, wurden in diesem Fall leider nicht rezipiert.

Leider merkt man es den Beiträgen aufgrund mangelnder Klarheit und analytischer Schärfe im Umgang mit dem Elitenbegriff an, dass Soziolog*innen im Rahmen dieser Studie weniger vertreten waren. Die Autor*innen haben für die unterschiedlichen ost- und südosteuropäischen Länder recht unterschiedliche Personengruppen zur *Civic Emancipation Elite* gezählt. Der Beitrag zu Polen widmet sich einem Vertreter aus der traditionellen Gruppe der Kalderasch, für Ungarn wird das etwas klischeebehaftete Beispiel eines Roma-Musikers herangezogen, und im Beitrag zu Rumänien werden gleich sieben Vertreter*innen der Roma-Elite mit sehr unterschiedlichen Hintergründen vorgestellt. Auch hier findet sich wieder ein Beitrag zu Finnland, und sogar eine kurze Studie zu Spanien wurde in den Band aufgenommen. Obwohl diese Beiträge über inhaltliche Qualität verfügen, bleibt ihr Erkenntnisgewinn für Ost- und Südosteuropa begrenzt. Nur auf den ersten Blick haben die Ausführungen zu Roma-Vertretern in den USA keinen Bezug zu dieser Region. Inhaltlich sind sie aber aus mindestens zwei Gründen instruktiv. Zum einen, weil sie die noch recht vage

erforschte Migrationswelle der Roma, insbesondere aus Südosteuropa, in die Vereinigten Staaten thematisiert, und zum anderen, weil sie die Integration dieser ethnischen Minderheit in die Gesellschaft eines klassischen Einwanderungslandes zeigt.

Das Fazit, welches über die Publikationen, die sich hauptsächlich an ein Fachpublikum wenden, gezogen werden kann, ist trotz punktueller Schwächen, positiv. Die Autor*innen haben es geschafft, den Leser*innen einen guten Überblick zu den Ländern Ost- und Südosteuropas zu vermitteln. Die am Projekt beteiligten Wissenschaftler*innen stammen größtenteils aus der Region. Dadurch wirken sich ihre Sprachkompetenz sowie ihr breites Wissen über die Geschichte und soziale Lage der Roma positiv auf die Beiträge aus. Der als Quellensammlung konzipierte zweite Band birgt mit den englischen Übersetzungen der einzelnen Archivalien und der zeitgenössischen Presseartikel erhebliches Potenzial für weitere Forschungen. In diesen Zusammenhang ordnet sich auch der dritte Band ein. Auch wenn die Beiträge zu den Roma-Eliten überwiegend deskriptiv sind, bieten sie genügend Anknüpfungspunkte für tiefgreifendere Untersuchungen zu diesem Thema.

JENS-PETER MÜLLER
Tübingen

JGO 71, 2023/3, 490–492

„Captain Behring’s Journal“. Unbekannte Dokumente zu Vitus Jonassen Berings Kamtschatka-Expeditionen

Hrsg. von Gerd van den Heuvel. Göttingen: Wallstein, 2022. 141 S., 63 Abb. = Veröffentlichungen des Niedersächsischen Landesarchivs, 6. ISBN: 978-3-8353-5237-7.

In seinen Gesprächen mit dem russischen Zaren und späteren Kaiser Peter I. warf der Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz mehrmals die Frage auf, ob denn die Kontinente Asien und Amerika zusammenhingen oder ob es dort ein Meer gebe. Eine Frage, die Peter auch an der Académie in Paris gestellt wurde. Sie veranlasste ihn schließlich kurz vor seinem Tod 1725, den aus dem dänischen Horsens stammenden, aber langjährig in russischen Diensten stehenden Seefahrer Vitus Jonassen Bering damit zu beauftragen, diese Frage zu klären. Von 1725 bis 1730 versuchte Bering, dies auf der ersten Bering- oder Kamčatka-Expedition zu klären, war aber nicht wirklich erfolgreich. Auch wenn er tatsächlich durch die später nach ihm benannte Bering-Straße gesegelt war, so blieb doch die Küste Alaskas aufgrund starken Nebels für ihn unsichtbar. Die Geschichte dieser Expedition ist inzwischen recht gut erforscht. Auch ihre Nachfolgerin, die zweite Bering- oder Kamčatka-Expedition, bisweilen als Große Nordische Expedition bezeichnet (1733–1743), ist vor allem nach der Wende 1989/90 und insbesondere dank der intensiven Bemühungen des Hallenser Wissenschaftshistorikers Wieland Hintzsche gut aufgearbeitet worden.

Neue Funde gibt es aber glücklicherweise immer wieder. So legt der lange Zeit am Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Archiv tätige Historiker Gerd van den Heuvel nun diese Edition des Bering’schen Journals mit einem Anhang sowie ein weiteres Dokument vor: eine Beschreibung Sibiriens vom Anfang der 1740er Jahre, die sich im Niedersächsischen Landesarchiv in Hannover befindet; er-

gänzt durch zwei Karten Čaplins aus dem Leibniz-Archiv in Hannover. Die Dokumente kamen offensichtlich 1837, nach dem Ende der Personalunion zwischen dem Königreich Hannover und dem britischen Herrscherhaus, als Teil der Akten der Deutschen Kanzlei dorthin.

Den Dokumenten vorangestellt ist eine knappe Einführung über Berings Forschungsreisen und die Relevanz der Dokumente, vor allem aber eine eingehende Erörterung, wer die Texte in welcher Sprache verfasst hat. Berings Bericht ist seit der Mitte der 1740er Jahre in französischen und englischen Fassungen überliefert, eine russische Version wurde erst Mitte des 19. Jahrhunderts publiziert. Die deutsche Fassung war bisher unbekannt. Van den Heuvel hält sie für die ursprüngliche Version, auf der alle anderen Überlieferungen, in welcher Sprache auch immer, basieren. Bekannt ist, dass Bering seinen Bericht am 12. März 1730 dem Admiraltätskollegium übergab. Van den Heuvel erörtert in diesem Kontext, ob Bering möglicherweise für die Abfassung seines Berichts mit den ergänzenden Anhängen die Hilfe des deutschen Historikers Gerhard Friedrich Müller, der seit Ende 1725 an der neu gegründeten St. Petersburger Akademie der Wissenschaften als Adjunkt, in heutiger Terminologie ein wissenschaftlicher Mitarbeiter, tätig war, in Anspruch genommen haben könnte. Müller beschäftigte sich etwa seit 1728 mit Sibirien, ohne jedoch eine besondere Expertise beanspruchen zu können, denn er bereiste und erforschte Sibirien erst als Teilnehmer der Zweiten Kamčatka-Expedition von 1733 bis 1743, die wiederum unter Berings Oberbefehl stand.

Van den Heuvel behauptet (S. 35) einen „engen Kontakt“ zwischen Müller und Bering unmittelbar nach dessen Rückkehr von seiner ersten Expedition. Dafür spricht wenig. Als Müller im November 1725 in St. Petersburg ankam, war Bering seit Februar des Jahres unterwegs. Als Bering, seit 1724 Kapitän Ersten Ranges, Anfang März 1730 zurückkehrte, stand Müller gerade erst am Anfang seiner Karriere. Bering und Müller begegneten sich in dieser Zeit nachweislich bei einem Gespräch zwischen dem Akademie-Mitglied Joseph Nicolas Delisle und Bering, bei dem Müller übersetzte. Die in der von ihm redaktionell betreuten St. Petersburger Zeitung Mitte März 1730 veröffentlichte Notiz über die Bering-Expedition ging sicherlich darauf zurück. Müller erwähnt in seiner langen Abhandlung über die Kaiserliche Akademie, 1890 in St. Petersburg auf Deutsch in Band 6 der *Materialy dlja istorii Imperatorskoj Akademii* publiziert, die eine Art Autobiografie für den Zeitraum zwischen 1725 und 1743 ist, keine weitere Begegnung mit Bering in dieser Zeit. Er verweist aber ausführlich darauf, dass er 1732 Bering bei der Übersetzung von dessen Denkschrift für eine zweite Expedition geholfen habe. Meines Erachtens spricht nichts für eine Beteiligung Müllers an Berings Journal. Noch weniger spricht für Müllers Beteiligung oder Autorschaft an der 1742/43 verfassten *Kurtzen Geographischen Beschreibung des Königreichs Siberien*. Die Handschrift ist eindeutig nicht die von Müller, und der Text weist eine Reihe von Fehlern auf, die dieser nie begangen hätte.

In jedem Falle aber ist diese Edition sehr wichtig, denn sie liefert uns erstmals das Original des Bering'schen Berichts über seine erste Expedition. Wie es nach England gelangt ist, werden wir wohl nie erfahren, aber dorthin gab es von St. Petersburg aus auch im 18. Jahrhundert schon viele Wege und entsprechende Möglichkeiten des „Wissenstransfers“. Ein Vergleich der Handschrift des Journals mit Briefen Berings aus der Zeit seiner zweiten Expedition weist eine sehr hohe Ähnlichkeit auf.

Bedauerlich ist, dass der Autor zum einen auf ein Literaturverzeichnis verzichtet und zum anderen einige nützliche Bücher offensichtlich nicht zur Kenntnis genommen hat. Ohne Zweifel wäre z. B. der Katalog der wunderbaren Steller-Ausstellung in Halle im Jahre 1996 *Die große Nordische Expedition* – schon wegen der zahlreichen Abbildungen und Karten – von großem Nutzen gewesen. Dort, nicht nur unter der von ihm auf Seite 22, Anm. 29 angegebenen Signatur, findet sich (S. 72 f.)

eine großformatige farbige Abbildung des Prachtexemplars jener Sibirienkarte, von denen der Leutnant zur See Petr Čaplin mehrere gezeichnet hat. Das Original in der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen ist ein Teil der Sammlung des Barons Georg von Asch aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Herkunft nicht weniger Stücke daraus lässt sich heute kaum noch klären.

Zu hoffen ist, dass sich nun Kolleginnen und Kollegen daran machen werden, die vorliegenden Berichte kritisch miteinander zu vergleichen. Diese Edition schafft dafür sehr gute Voraussetzungen.

DITTMAR DAHLMANN

Bonn

JGO 71, 2023/3, 492–494

Carsten Pape

The Early Danish-Muscovite Treaties, 1493–1523. Texts, Contexts, Diplomacy

Aarhus: Aarhus University Press, 2022. 189 S., zahlr. Abb. ISBN: 978-87-7219-405-9.

Those who place great value on archival research and careful textual analysis will probably enjoy Carsten Pape's book on the early Danish-Muscovite treaties. As the author aptly remarks in the introduction, the first Danish-Muscovite alliance (1493–1523) constitutes "a distinct episode in the history of the diplomatic relations between the two states", and yet it is "surprisingly underilluminated and underappreciated in the historiography of the region" (pp. 11 f.). The book under review is intended to fill this gap.

Pape begins in Chapter 1 by analyzing the number and types of acts that constituted the treaties and goes on to survey the traces of the missing documents in extant sources of the period. He outlines important differences between Muscovite and West European diplomatic practices. In Muscovy, unlike in the West, envoys were not regarded as legal subjects of the treaty-making process, in which only sovereigns themselves could participate. So, the act of ratification was unnecessary: the agreement was deemed complete as soon as each monarch issued a diploma, validated by kissing the cross and appending his seal, and delivered it to the other contracting party. Given that the Danish-Muscovite treaties in the period under consideration were concluded four times – in 1493, 1506, 1514 (abrogated for various reasons), and 1516 – the total number of basic documents engendered by this alliance may have amounted to eight. Of these eight diplomas, only one, the letter by Grand Prince Vasili III of Moscow to Christian II, the king of Denmark, issued on August 9, 1516, has survived in the original. All the others have been lost, but the Danish texts of the 1493 and 1506 treaties (in Latin) are known in the chancery copies made in 1506 and 1514, respectively, as drafts of new treaties.

Chapter 2 contextualizes the first Danish-Muscovite treaty of 1493 between King Hans and Grand Prince Ivan III, concluded, as Pape correctly observes, on the initiative of the Danish side (p. 46), and the subsequent agreements made by Hans and his successor, Christian II, with Grand Prince Vasili III.

In Chapter 3, the author publishes in full, with extensive commentary, the surviving documents related to the Danish-Muscovite alliance that have been preserved in the Danish National Archives. This includes a copy of the 1493 treaty made in the Danish royal chancery, presumably in 1506 as a draft of the new treaty negotiated by King Hans and Vasiliï III that same year; the 1514 draft of the treaty between King Christian II and Vasiliï III based on the text of the previous agreement; and, finally, the original letter of treaty issued by Vasiliï III in 1516 and sealed with a pendant golden bull (the latter can be seen in the colourful photo reproduced on p. 113).

The author is to be thanked for adding English translations of the Latin and Russian texts and thus expanding the readership of his book. However, some of the translations could be amended. For instance, the original Russian phrase from the treaty of 1516, “na sveiskogo obderzhatelïa na Svantova syna na Stenstura”, referring to the regent of Sweden, is rendered as “against [...] the occupier of Sweden Sten Sture, son of Svante” (p. 109). Obviously, in his translation, Pape follows the usage adopted by the Danish royal chancery, which applied the Latin term *occupatores* to the king’s rivals, the regents of Sweden from the family of Sture (cf. pp. 92 f., 103). But, according to the standard dictionary of Old Russian, the word *derzhatel’* or *obderzhatel’* in sixteenth and seventeenth century Muscovy simply meant “a ruler” without any negative connotations (see *Slovar’ russkogo iazyka XI–XVII vv.* T. 4. Moskva, 1977, p. 224; T. 12. Moskva, 1987, p. 22).

The last chapter is an attempt to reconstruct the lost originals of the Danish-Muscovite treaties. As regards the treaty of 1493, this task seems to be quite feasible, since the preserved 1506 copy closely follows the original of 1493 and the minimal revisions made in the text in preparation for a new treaty are clearly visible. But in the case of the treaty of 1506, the same goal is virtually impossible to achieve. As always, the problem lies in the quality of the available sources.

On the one hand, the revisions visible in the aforementioned 1506 copy (e.g., crossing out obsolete names and inserting relevant ones) most probably reflect the initial drafting phase of the new Danish-Muscovite treaty. This phase started in the summer of 1506 when Vasiliï III gave his consent to renew the treaty with King Hans (pp. 62–64). In all likelihood, however, the document had undergone further elaboration before achieving its final form. As Pape convincingly argues, Hans may have sent his letter of agreement to Moscow in the summer of 1507, while Vasiliï III probably issued his diploma to the Danish king in 1508 or early 1509 (pp. 65 f.). So, the “treaty of 1506” is just a conventional term, as the exact date of its conclusion remains unknown.

On the other hand, the surviving document of 1514 that Pape takes as the main basis of his reconstruction of the “treaty of 1506” is, to a great extent, a draft of the new treaty concluded between Christian II and Vasiliï III, and not just an accurate word-for-word copy of the previous agreement. The names of the signatories as well as the date correspond to the realities of 1514; further revisions have been made in the text updating some of the items. However, even seemingly unrevised clauses demonstrate minor discrepancies with the previous treaties. For instance, the treaty of 1493 stipulated that the allies should join forces against the grand prince of Lithuania; the copy of 1506 left this item unchanged, but the draft of 1514 added the title of the Polish king (pp. 93, 104). Pape believes that this change took place in 1506 (p. 141) but does not provide any evidence to support his hypothesis. The title of the Polish king may well have been added to the anti-Jagiellonian clause in King Hans’s original letter of treaty in 1507 or may simply have appeared for the first time in the treaty of 1514.

So, none of the surviving documents give a full account of the original text of the “treaty of 1506”. It is impossible to restore the exact wording of each of its clauses, although their general meaning is clear.

This is not to say that the reconstruction of the lost documents is totally useless: however plausible the final picture suggested by the author is, a meticulous comparative analysis of extant sources yields positive results. Among other things, it helps reveal the key role that borrowings and word-for-word repetitions played in the making of treaties between Muscovy and its Western partners from the very first agreement of Ivan III and Maximilian (1490) to the Danish-Muscovite accords under Vasilii III. It provides an important insight that casts new light on the workings of the Muscovite as well as the European royal chanceries and diplomatic practices at the dawn of the modern age.

Even if some of Pape’s conclusions and conjectures may be questioned, the overall high quality of his research is beyond any doubt. This well-documented and richly illustrated book sets a new standard for the exploration of Muscovite diplomatic history. Similar accounts of early Muscovite contacts with other European powers (Milan, Hungary, Sweden, the Holy Roman Empire, etc.) would be very welcome.

MIKHAIL KROM
St. Petersburg

JGO 71, 2023/3, 494–495

Die Diözese Budweis in den Jahren 1785–1850. Das Aschenputtel unter den Diözesen

Hrsg. von Miroslav Novotný, Rudolf Svoboda, Lenka Martinková, Tomáš Veber und Marie Ryantová. Berlin, Bern, Bruxelles [usw.]: Peter Lang, 2018. 248 S. = Beiträge zur Kirchen- und Kulturgeschichte, 30. ISBN: 978-3-631-71853-7.

Von den beiden Rätseln, die der Titel aufgibt, wird das erste, die zeitliche Dimension betreffend, schnell und plausibel gelöst: Die Diözese Budweis/České Budějovice war eine Frucht des sogenannten Josephinismus, weshalb eine Eingrenzung des Untersuchungszeitraums auf die Phase von der Gründung 1785 bis zum Ausklingen eben jenes Josephinismus in den Revolutionsjahren 1848/49 sinnvoll erscheint. Die Synergie zwischen Katholischer Kirche und Staatsmacht, die mit der Regierungszeit Kaiser Josephs II. verbunden wird, mit ihm aber nicht beendet war, prägte die ersten Jahrzehnte des neuen Bistums in Südböhmen. Während sich der Staat in paternalistischer Weise an Entstehung und Entwicklung der geistlichen Einrichtungen – unter Einschluss auch der ordensgeistlichen – engagierte, trugen diese zu einer Disziplinierung der Bevölkerung auch im Sinne der Staatsgewalt bei. Die Rede ist von einem „kirchlich-politischen System“ (S. 23), was sich einerseits in einer eingeschränkten Einflussnahme aus Rom äußern konnte, andererseits die Kirche geradezu in eine „Staatskirche“ (S. 33) verwandelte. Die katholischen Pfarrer funktionierten als „verlängerter Arm des Staates“ (S. 40) und die Pfarreien als „Verwaltungseinheiten des Staates“

(S. 46), was auf der anderen Seite aber auch eine Art Klerikalisierung des Staates bewirkte. Mit dem Konkordat von 1855 und der damit erreichten neuen (relativen) kirchlichen Selbständigkeit endet diese Symbiose zwischen Staat und katholischer Kirche in Böhmen. Den Autoren gelingt es, diesen größeren Rahmen gut fasslich nachzuzeichnen, ohne die regionale Problematik Südböhmens außer Acht zu lassen.

Warum die Metapher des Aschenputtels gebraucht wird – das zweite Rätsel im Titel des Buches –, erschließt sich nicht ganz so leicht. Wohl legen die Autoren Wert darauf zu betonen, dass die Ausstattung des neuen Bistums gering war, dass es vom ebenfalls neu geschaffenen und vom Staat kontrollierten Religionsfonds ökonomisch abhängig war und dass weder eine eigene Bischofsresidenz noch eine eigene Bischofskirche jemals errichtet werden konnten, aber all das verhinderte ja augenscheinlich nicht, dass die neue Diözese auf die Beine kam und am Leben blieb. Die vielen akribisch aus den Quellen – auch aus Archiven in Rom, Wien, Prag, Třeboň, Pilsen und Brünn – erhobenen Informationen zur Ausstattung und Funktionsweise des Bistums legen doch nahe, dass die Gründung funktional war und modernen Ansprüchen durchaus genügte. Dafür spricht auch die Einstellung des Gründungsbischof, Johann Prokop Schaffgotsch (reg. 1785–1813), der den Zustand der Diözese, jedenfalls religiös gesehen, für gut, d. h. konservativ-katholisch, befand. Die Diözesanverwaltung, deren Darstellung in dem vorliegenden Band den Löwenanteil ausmacht, wird ausgehend von den drei im Untersuchungszeitraum amtierenden Bischöfen sowie von den Institutionen des Bistums – Domkapitel, Konsistorialkanzlei, Diözesangericht und andere Einrichtungen – beleuchtet. Auch die Ausbildung des Klerus spielt in diesen Bereich mit hinein, wobei hier immer wieder ein Blick auf die nationalen Verhältnisse geworfen wird, die die Kenntnis auch der deutschen Sprache schon allein deswegen verlangten, weil der deutsche Bevölkerungsanteil im kirchlichen Sprengel ungefähr ein Viertel betrug. Mögen also die sehr viel älteren „Schwestern“ Prag und Olmütz einen zeitlichen und ausstattungsmäßigen Vorsprung gegenüber der Diözese Budweis besessen haben, so kann man sich gerade aufgrund der kompetenten Darstellung im hier rezensierten Band des Eindrucks nicht erwehren, dass die südböhmische Neugründung den Herausforderungen der Zeit durchaus gewachsen war, dass Budweis also ein „modernes“ Bistum darstellte.

Das Buch besticht durch seinen mehrschichtigen Aufbau, der sowohl die politischen und kirchlichen Verhältnisse in Böhmen – etwa was die Folgen aus den Beschlüssen des Konzils von Trient angeht –, als auch die wichtigsten Personen, Strukturen und Aktionsfelder der neugegründeten Diözese Budweis sehr übersichtlich zur Darstellung bringt. Besonders hervorzuheben ist, dass Berührungspunkte mit den Nachbardiözesen Passau, Regensburg und Wien erwähnt werden und dass auch die institutionelle Grundlage des Bildungswesens in der Diözese Budweis – bestehend vor allem aus den Gymnasien, aber auch aus dem Philosophischen Lyzeum und dem Bischofsseminar – behandelt wird. Dass die tschechischsprachigen Geistlichen auch an der nationalen Erweckung mitgewirkt haben (S. 224 f.), nimmt nicht Wunder und wäre – gerade in der Zusammenschau mit möglicherweise konkurrierenden nationalen Bestrebungen in diesem Bistum an der Grenze – ein Feld, auf dem sich weitere Forschungen lohnen würden. Die Voraussetzungen sind aufgrund dieses umsichtigen, informativen und auch sprachlich ansprechenden Bandes in vorbildlicher Weise geschaffen.

JGO 71, 2023/3, 496–498

Victor Taki

Russia on the Danube. Empire, Elites, and Reform in Moldavia and Wallachia, 1812–1834

Budapest: Central European University Press, 2021. IX, 376 S., 4 Abb., 1 Tab.

ISBN: 978-963-386-382-4.

Die Behauptung, das Russländische Imperium sei maßgeblich für die moderne Konstituierung der Nationen in Osteuropa verantwortlich, ist aus heutiger Perspektive eine hoch kontroverse These. Angewandt auf die Reformpolitik, die das Zarenreich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert in den osmanischen Provinzen Moldau und Walachei einleitete, ist es hingegen eine zutreffende und aus nationaler Sicht oft ignorierte Erkenntnis. Victor Takis gut strukturierte und detailreiche Monographie nimmt die russisch-imperiale Expansionspolitik entlang der Donau in den Fokus, um sich mit deren Zielen, Auswirkungen und letztendlich Grenzen auseinanderzusetzen. Es ist eine große Stärke dieses Buches, die ungleichen Beziehungen zwischen dem Russländischen Reich und den Donaufürstentümern als einen mehrschichtigen und wiederholten Transformationen unterliegenden Austausch darzustellen. Von der gescheiterten Pruth-Kampagne Peters I. bis zur ersten rumänischen Unabhängigkeit 1859 wandelte sich die Rolle des Zarenreiches vom Schützer der Orthodoxie zum Befürworter einer Reformagenda, die das russische Protektorat institutionell verankern sollte.

Das einleitende Kapitel befasst sich mit den ersten Versuchen des Russländischen Reiches, den Einfluss des Osmanischen Reiches auf Kirchenfragen zu limitieren. Die osmanische Antwort auf das russische Vorpreschen war die Absetzung der einheimischen Fürsten und die Ernennung von Griechen aus Konstantinopel (Phanarioten) sowohl auf dem walachischen als auch auf dem moldauischen Thron. Als sich die Rufe der Bojaren nach einer russischen „Befreiung“ mehrten, boten die periodisch stattfindenden militärischen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Imperien Russland die Gelegenheit, sich in die politischen Angelegenheiten der Fürstentümer einzumischen. Ein vom Sultan 1802 unterzeichneter *firman* gestattete zum ersten Mal ein russisches Mitspracherecht in der Verwaltung der Fürstentümer. Angesichts der volatilen Situation an der Grenze weigerte sich das Osmanische Reich jedoch, die Vereinbarung umzusetzen. Diese Erfahrung führte in St. Petersburg zur Erkenntnis, dass nur umfangreiche institutionelle Reformen die russische Einflussname auf die Fürstentümer festigen könnten.

Die nächsten Kapitel beleuchten die Auswirkungen des griechischen Unabhängigkeitskrieges auf die Beziehungen zwischen dem Zarenreich und den beiden Donaufürstentümern. Im Kontext dieses Krieges kam es 1821 entlang der Donau zu einem Bündnis zwischen Anhängern der „großgriechischen Bewegung“ mit Ursprung in Odessa und den Beteiligten einer lokalen Revolte von Militärs und Bauern, die für mehr soziale Gerechtigkeit kämpften. Die Kampfhandlungen spalteten die lokale Elite, die sich zum Teil dem Griechentum zugehörig betrachteten, wobei jedoch eher kulturelle und funktionale Identifikationsmerkmale und seltener ethnische ausschlaggebend waren. Diese Zugehörigkeiten verkomplizierten auch den Konflikt zwischen „einheimischen“ und „fremden“ Würdenträgern, da beide Parteien als „Griechen“ bezeichnet werden konnten. Die soziale Revolte hingegen vereinte im Widerstand die Bojaren, die ihre Privilegien als unantastbar angesehen wissen wollten. Obwohl die Idee eines unabhängigen Griechenlands, das von der Ägäis

bis zum Schwarzen Meer reichen sollte, viel Zustimmung unter griechischstämmigen russischen Beamten fand, war die offizielle russische Haltung mit Blick auf das Gleichgewicht zwischen den europäischen Großmächten ablehnend. Unter diesen Bedingungen schlussfolgert Taki richtig, dass die antigriechische Stimmung in den Donaufürstentümern sowohl Folge als auch Ursache für das Scheitern der *Megali Idea* in der Moldau und der Walachei waren.

Nachdem die Revolte niedergeschlagen worden war, kursierte eine Vielzahl an Reformvorschlägen, die entweder von den Bojaren selbst oder von russischen Staatsbeamten in der Absicht verfasst wurden, sowohl den Fürstentümern mehr Autonomie zu gewähren als auch den russischen Einfluss zu festigen. Als das Osmanische Reich einlenkte und wieder „einheimische“ Bojaren auf den Thronen seiner beiden Provinzen, der Donaufürstentümer, zuließ, blieb die Frage der Loyalität zum Osmanischen oder zum Russländischen Reich ungeklärt. Konflikte bereitete auch die soziale Frage, als nun auch der niedrige Adel mehr Rechte verlangte. Einigkeit herrschte nur im Hinblick auf den Erhalt der „historischen“ Rechte der lokalen Eliten und des russischen Mitspracherechts. Jedoch waren auch kontroverse Ideen im Umlauf, wie erste Vorschläge hinsichtlich Gewaltenteilung, sozialer Verbesserungen oder ökonomischer und fiskalischer Reformen nahelegen.

Es ist ein großes Verdienst dieser Studie, die weitreichende Wirkung des Friedens von Adrianopel (1829) auf den unteren Donauraum hervorzuheben. Der Reformprozess wurde vom russischen General Pavel Dmitrievič Kiselev gesteuert, der sich auf bereits bestehende Reformvorschläge stützte. Neu war lediglich der Umfang der Reformen, die die gesamte Struktur der Donaufürstentümer neuordnete. Der Impetus für Reformen kam nicht aus einem Bekenntnis zum liberalen Konstitutionalismus, sondern war geleitet von Vorstellungen eines aufgeklärten Absolutismus, der darauf abzielte, demografische und ökonomische Ressourcen rational und lukrativ zu nutzen. Den Prinzipien des frühneuzeitlichen Polizeistaats folgend lag der Fokus auf Sanitärmaßnahmen, Selbstverteidigung und steuerlicher Übersichtlichkeit. Das verfassungsähnliche Organische Reglement definierte die Beziehungen zwischen den Fürsten einerseits und den Bojarenversammlungen andererseits, regelte das Verhältnis zwischen Landbesitzern und Bauern, hob das Exportembargo des Osmanischen Reiches auf und führte eine durchgehende Seuchenkontrolle entlang der Donau ein. Aus russischer Perspektive stand den reformierten Fürstentümern die Rolle einer Pufferzone zu. Sie sollten nicht nur den imperialen Nachbarn im Süden auf Distanz halten, sondern auch das Eindringen von Epidemien und revolutionären Ideen ins Russländische Reich verhindern helfen.

Die Verankerung eines Veto-Rechtes der beiden suzeränen Mächte sollte verhindern, dass der Reformprozess in den beiden Fürstentümern außer Kontrolle gerät. Dies stieß auf heftigen lokalen Widerspruch und machte die Grenzen der russischen Hegemonialpolitik deutlich. Auch im kulturellen Bereich orientierten sich Bojaren und junge Intellektuelle zunehmend in Richtung Westeuropa um. Dies wird beispielhaft durch das Vorgehen des walachischen Fürsten Gheorghe Bibescu illustriert, der mit St. Petersburg über die Anzahl der Studenten, die aus seinem Fürstentum ins Russländische Reich entsandt werden sollten, Verhandlungen führte, während er seinen Sohn an eine französische Militärakademie schickte. Das Abklingen des russischen Einflusses schmälert jedoch nicht den Beitrag der russisch inspirierten Reformen zur Etablierung des modernen rumänischen Staates. Indem das Buch dies herausarbeitet, stellt es in zweierlei Hinsicht ein wichtiges Korrektiv in den historiographischen Debatten dar. Erstens weist es zurecht darauf hin, dass die rumänische Nationsbildung nicht allein durch die Wiederentdeckung der römischen Vergangenheit oder durch den Austausch mit liberalen europäischen Intellektuellen bestimmt wurde. Genauso

wirkmächtig waren die Transfers vom östlichen Nachbarn. Zweitens beweist Taki, dass die russische Expansion Richtung Osmanischem Reich nicht ausschließlich mittels Eroberung und Besatzung erfolgte. Im Gegenteil, das Zarenreich verfügte darüber hinaus auch über ein breitgefächertes Angebot an dem Feld der *soft power* zugehörigen politischen Werkzeugen, die es bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts entlang der Donau erfolgreich anzuwenden vermochte.

LUMINITA GÄTEJEL
Regensburg

JGO 71, 2023/3, 498–502

Jeremy Friedman

Ripe for Revolution. Building Socialism in the Third World

London, Cambridge, MA: Harvard University Press, 2021. V, 355 S., 10 Abb., 5 Ktn.
ISBN: 978-0-674-24431-3.

Socialism Goes Global. The Soviet Union and Eastern Europe in the Age of Decolonisation

A collectively researched and written monograph, co-ordinated by James Mark and Paul Betts. Oxford, New York: Oxford University Press, 2022. VII, 367 S. ISBN: 978-0-19-284885-7.

Die Übernahme globalhistorischer Ansätze in der Osteuropäischen Geschichte hat in den vergangenen Jahren ein sehr aktives Forschungsfeld geprägt. Zahlreiche Arbeiten haben produktiv Kontakte zwischen der sozialistischen Welt und dem Globalen Süden untersucht und damit sowohl die Forschung zum Kalten Krieg um lange vernachlässigte nicht-westliche Perspektiven erweitert als auch die Gesellschaftsgeschichte des Staatssozialismus aus der nationalen Isolierung geholt. Während das Gros dieser Forschung den Austausch zwischen Zweiter und Dritter Welt als abgeschlossenes historisches Phänomen betrachtete, das kaum über das Ende des Staatssozialismus in Osteuropa 1989/91 hinauswirkte, verweisen die vorliegenden neuen Bände auch auf deren anhaltende Relevanz bis ins frühe 21. Jahrhundert.

Die Verlierer des Kalten Krieges haben die Welt des 21. Jahrhunderts mehr geprägt als die Gewinner, argumentiert der US-amerikanische Historiker Jeremy Friedman in seiner internationalen Geschichte des Sozialismus in Indonesien, Chile, Tansania, Angola und dem Iran. In den 1990er und frühen 2000er Jahren, zu Zeiten, als man von einer weltweiten „Dritten Welle der Demokratisierung“ ausging, hätte man eine solche steile These vermutlich noch als abwegig abgetan. Die gegenwärtigen zahlreichen illiberalen und antiwestlichen Regierungen weltweit haben allerdings in der Tat einige ihrer Wurzeln im Drittwelt-Sozialismus, der die Weltgeschichte des späten 20. Jahrhunderts weit mehr geprägt hat, als man das lange wahrgenommen hat.

Basierend auf einer beeindruckenden Fülle an unterschiedlichstem Quellenmaterial aus Staatsarchiven in 14 Ländern, erzählt Friedman anhand von Staatsverträgen, diplomatischem Schriftver-

kehr und Bankett-Reden entlang zahlreicher geopolitischer Krisen die internationale Geschichte des Staatssozialismus außerhalb der unmittelbaren Einflusszone Moskaus und Pekings. Für das wechselseitige Verhältnis von kommunistischen Zentren und Peripherien hat Friedman eine sehr treffende Metapher gefunden: Er präsentiert den Drittwelt-Sozialismus als „Franchise“, in dem lokale Parteiführer lizenziert waren, ihre räumlich begrenzten Projekte in Eigenregie zu führen, während der Kreml sich um die Interessen des „Brands“ im Allgemeinen kümmerte.

Die einzelnen Fallstudien geben sehr detailliert und kenntnisreich den jeweiligen Forschungsstand wieder; innovativ ist aber eher die Untersuchung der Verflechtung der Fälle untereinander, die auch weniger bekannte Fakten zu Tage fördert. So wurde beispielsweise das Massaker von 1965 an einer halben Million indonesischer Kommunisten und Angehöriger der chinesischen Minderheit gezielt zur radikalen Mobilisierung der Kulturrevolution im kommunistischen China benutzt. Auf das Scheitern des demokratisch-friedlichen Wegs zum Sozialismus in Chile folgte eine weltweite Rückbesinnung auf den bewaffneten Kampf. Und als in Tansania, wie schon überall sonst auch, die zwangskollektivierte Landwirtschaft kollabierte und damit die Überwindung der Armut scheiterte, wurde diese Erkenntnis endlich auf Angola übertragen, wo sowjetische Berater keine Enteignungen mehr empfahlen.

Wie zahlreiche Studien vor ihm betont Friedman die Eigendynamik des Drittwelt-Sozialismus, der nicht von Moskau oder Peking orchestriert wurde. Überzeugend ist aber auch seine mit Nachdruck vertretene These, dass sich die einzelnen Vertreter eben doch dem einen globalen Sozialismus verschrieben hatten. Der chilenische marxistische Präsident Salvador Allende, oft irrtümlich als eine Art lateinamerikanischer Willy Brandt verklärt, wählte zwar den friedlichen Weg, pflegte aber ein instrumentelles Verhältnis zur Demokratie: Das Ziel seiner Regierung war die Abschaffung des liberalen Staates und die Errichtung des Sozialismus. Das regierende Parteienbündnis pflegte enge Kontakte zum Kreml, bediente sich der Rhetorik des Klassenkampfes und verstaatlichte weite Teile der Großindustrie und des Finanzsektors sowie große Ländereien. Das aus dem Wirken der Regierung von Salvador Allende resultierende wirtschaftliche Desaster und eine weitverbreitete Angst vor einem Bürgerkrieg sorgten dafür, dass der Militärputsch gegen den marxistischen Präsidenten – entgegen landläufiger Meinung ohne nachgewiesene Beteiligung der USA – von einer Mehrheit des Parlaments und auch der chilenischen Bevölkerung begrüßt wurde.

Auch Tansania, dessen sozialistischer Präsident Julius Nyerere einen moderaten Kurs gegenüber dem Westen fuhr, war mit sozialistischen Staaten und Gruppierungen weltweit eng verflochten. So blieben hier wirtschaftliche und finanzielle Bande nach Westeuropa erhalten, und die europäisch- und asiastämmigen Eliten in der Verwaltung und der Privatwirtschaft wurden nur graduell und partiell durch Afrikaner und Berater aus kommunistischen Ländern ersetzt. Aber der Einfluss letzterer stieg deutlich über die Jahre. China verwirklichte hier sein größtes Entwicklungsprojekt des Kalten Krieges, die Tazara-Eisenbahn von Tansania nach Sambia. Friedman attestiert Tansania in diesem Fall allerdings eher „utilitaristische“ (S. 136) als ideologische Motive: China war geopolitisch deutlich schwächer als die UdSSR, daher ging man davon aus, dass es einfacher sei, so seine politische Eigenständigkeit zu wahren als in einer Allianz mit Moskau oder Washington. Gleichzeitig entwickelte sich Daressalam zum Nabel des afrikanischen Sozialismus, wo osteuropäische und chinesische Berater, westliche sozialistische Intellektuelle und die Führungen afrikanischer Unabhängigkeitsbewegungen interagierten.

In Angola wie auch in Äthiopien, Mosambik und Jemen kamen in den 1970er Jahren gewaltsam leninistische Kaderparteien an die Macht, die eine enge Anlehnung an die UdSSR suchten. Politisch und militärisch erfuhren sie starke Unterstützung aus Moskau; wirtschaftlich mussten sie sich mit den gegebenen Verhältnissen arrangieren, da die Begeisterung für teure Industrialisierungsprojekte in der Dritten Welt bei Ostblock-Regierungen (und auch in China) deutlich nachgelassen hatte. Dafür unterstützten nun alle wieder den bewaffneten Kampf, wenn auch im Falle Angolas konkurrierende Gruppierungen. China, Nordkorea und Rumänien rüsteten die einen auf, die UdSSR und Kuba die anderen, und so heizten die Regierungen der genannten Staaten einen verheerenden Bürgerkrieg an, aus dem der Moskau-treue Movimento Popular de Libertação de Angola (MPLA) siegreich hervorging, deren ölfinanzierte leninistische Einparteiendiktatur-Oligarchie – der des Putinschen Russlands nicht unähnlich – über den Zusammenbruch des Weltkommunismus 1989/1991 hinaus bis heute Bestand hat.

Auch im Falle der Revolution im Iran zeigt Friedman eindrücklich, wie das Scheitern des demokratischen Wegs zum Sozialismus in Chile sowie zahlreicher säkularer Sozialisten in den 1960er Jahren zu einem Umdenken in Moskau führte. Die sowjetische Führung konnte auf enge und langjährige Kontakte zu verschiedenen linken Gruppen im Iran bauen. Man setzte aber auf eine Unterstützung von Ayatollah Khomeini, dessen Chancen, die Macht im Iran zu übernehmen, man höher einschätzte. Ideologisch rechtfertigte man dies mit Verweis auf die „progressiven“ Elemente der Theokraten, ihren Egalitarismus und ihren Anti-Imperialismus; den Schiismus präsentierte man nun als Glaubensrichtung der Schwachen und Unterdrückten. Entscheidender waren aber wohl geopolitische Interessen: Beim unmittelbaren Nachbarn im Süden war es für den Kreml von großem Vorteil, ein antiamerikanisches Regime an der Macht zu haben. Als Khomeini in den 1980er Jahren prosowjetische Gruppierungen in den eigenen Reihen brutal verfolgte, entwickelte man zwar eine etwas kritischere Haltung, aber ohne die Unterstützung der UdSSR – das zeigt Friedman auf eindrückliche Weise – wäre die Revolution im Iran ursprünglich undenkbar gewesen. Brutale, aber effektive Diktaturen mit fähigen Sicherheitsapparaten, dazu wirtschaftliche Unterentwicklung und gute Beziehungen nach Moskau und Peking sind demzufolge die Haupthinterlassenschaften des Sozialismus, wie sie Friedman in seiner Diplomatiegeschichte präsentiert.

Deutlich weniger kritisch, dafür methodisch etwas innovativer, ist die von James Mark und Paul Betts geleitete, aber von einem ganzen Autorenkollektiv geschriebene Studie zur Globalisierung des osteuropäischen Staatssozialismus. Als eines der zahlreichen Ergebnisse eines großen Verbundprojekts des britischen Arts and Humanities Research Council (AHRC) durchdringt es die Geschichte des globalen Sozialismus thematisch und damit länder- und regionenübergreifend. Waren zuletzt die Beziehungen der Sowjetunion zur Dritten Welt und – wie bei Friedman – der Drittwelt-Sozialismus im Fokus der Forschung, stehen hier die ost- und mitteleuropäischen Länder und ihre multiplen Beziehungen zu antiimperialistischen Bewegungen und postkolonialen Staaten im Zentrum des Interesses.

Aufschlussreich sind die zahlreichen Rückverweise bis ins späte 19. Jahrhundert. Sie beleuchten den kaum erforschten gemeinsamen Erfahrungshorizont Osteuropas und der sich formierenden Dritten Welt als Peripherien der westeuropäischen Imperien und die Vernetzung lokaler, oft selbst in den imperialen Metropolen ausgebildeter Eliten, die diesen Status zu überwinden suchten. In dieser *longue durée*-Perspektive wird deutlich, wie Osteuropa historisch zwischen Imitation und Ablehnung

des Westens changierte. Auch wenn es im Buch nicht explizit thematisiert wird, dürfte für diese Erkenntnis auch Karl Polanyis Modell der Pendelbewegung der Region Pate gestanden haben.

Wann immer das Pendel Richtung Westen schwang, so zeigen die Autoren, war das auch mit der Abgrenzung und einem Überlegenheitsgefühl gegenüber dem Rest der Welt verbunden. Als sich die Nationen Osteuropas nach dem Ersten Weltkrieg formten, entwickelten einige ihrer Eliten gleich eigene Kolonialphantasien, manchmal in Gestalt eines vermeintlich „überlegenen Kolonialismus“ (S. 33), der aufgrund der eigenen Imperiumserfahrung auf mitfühlendere Weise den Subjekten die Segnungen der Zivilisation zuteilwerden lassen könnte. Ähnlich verhielt es sich am Ende des 20. Jahrhunderts, als mit der Abkehr vom sozialistischen Internationalismus und der „Rückkehr nach Europa“ auch Ethno-Nationalismus und Rassismus teilweise wieder hoffähig wurden. Die Geschichte diente dabei stets als Legitimationsrepertoire: In den 1950er Jahren unterstrich die ungarische kommunistische Führung noch gern ihre Solidarität mit Lateinamerika mit Verweis auf den gemeinsamen „antikolonialen Kampf“ gegen das Haus Habsburg. Als in den 1980er Jahren der spanische König Juan Carlos zu Besuch kam, betonte man beim Besuchsprogramm dagegen das gemeinsame Erbe als Vorposten Europas im Kampf gegen den Islam – eine Rhetorik, an die später Viktor Orbán anknüpfen konnte.

Generell überzeugt die Studie mit ihrer thematischen Bandbreite und ihrer durch die große Zahl an Autoren möglich gewordenen umfangreichen Quellenbasis aus den enormen Dokumentenbeständen osteuropäischer Staatsarchive. Es wird dargelegt, wie die intellektuelle Entwicklung der osteuropäischen Eliten auch vom Globalen Süden geprägt wurde, von der postkolonial-antiwestlichen Aufbruchstimmung der 1950er und 1960er Jahre, zum Krisenbewusstsein der 1970er Jahre bis zur Hinwendung zu den Grundsätzen des Marktes, die zu Beginn noch als Versuch zur Wiederbelebung des Sozialismus und nicht etwa als Weg zu dessen Abschaffung gedacht war. Sehr interessant sind die Verweise auf die osteuropäischen Wurzeln der Entwicklungsökonomik: So waren die polnischen Ökonomen Oskar Lange und Michał Kalecki als Berater in Nehrus Indien tätig; und Immanuel Wallersteins einflussreiche Weltsystemtheorie basierte auf Ideen des polnischen Historikers Marian Małowist.

Auch die Perspektiven der Partnerländer und -akteure werden in der Studie berücksichtigt. So werden in einigen Kapiteln sozialistische Intellektuelle und Widerstandskämpfer der Dritten Welt thematisiert, die von Antifaschisten im Ostblock ausgebildet wurden. Eine Tendenz, die bereits in der Forschung der letzten Jahre festgestellt wurde, wird dabei im Band bestätigt: Spätestens seit den 1970er Jahren gewannen in der Dritt-Welt-Politik des Ostblocks unter der Oberfläche der internationalistischen Rhetorik oft eigene ökonomische und geopolitische Interessen die Oberhand, sei es im Handel, im Aufbau von Industrieprojekten und Infrastrukturen oder mit der Lieferung gigantischer Mengen von Waffen und Militärgerät.

Setzte man sich in den 1960er Jahren in der Gestaltung der Menschenrechtscharta der Vereinten Nationen, deren positive Rechte auf Arbeit, auf Wohnung und auf Gesundheitsversorgung auf die sozialistischen Staaten zurückgingen, noch für sozialistische Werte ein, so hatten Sozialisten aus Asien, Afrika und Lateinamerika in den 1970er Jahren oft Schwierigkeiten, die Länder des Staatssozialismus für ihre Belange zu gewinnen, etwa in Verhandlungen zu einer grundlegenden Neuordnung der Weltwirtschaft. Nur Rumänien und Jugoslawien, die selbst immer wieder auf ihre Eigenständigkeit innerhalb des sozialistischen Lagers pochten, waren in den 1970er Jahren noch für

solche Überlegungen empfänglich; bei vielen anderen osteuropäischen Eliten ging die Pendelbewegung schon wieder allmählich gegen Westen.

Der kulturhistorische Ansatz des Bandes ist gewinnbringend und ermöglicht – über die Erforschung der Geschichte politischer Beziehungen hinaus – die Analyse sehr umfangreicher ideeller und kultureller Bezugnahmen in Osteuropa auf die Länder Asiens, Afrikas und Lateinamerikas. Eine Quantifizierung, wie gewichtig diese globalen Verbindungen waren, erlaubt dieser Ansatz freilich nicht – es waren vermutlich nicht allzu viele Osteuropäer, die tatsächlich in die Belange der Dritten Welt involviert waren, sich als überzeugte Internationalisten als die „besseren Weißen“ (S. 221) verstanden oder auch nur die Gelegenheit zum Sonnenbaden auf Kuba hatten (S. 294). In den verhältnismäßig isolierten Gesellschaften des kommunistischen Osteuropas war wohl auch zu Hochzeiten des sozialistischen Internationalismus der vergleichende Blick nach Westen immer wichtiger.

Gelegentlich entsteht im Buch der Eindruck, dass die Autoren die Selbstdarstellung ihrer historischen Akteure etwas zu unkritisch übernommen haben. Wenn beispielsweise tansanische Sozialisten zitiert werden, dass „der Westen“ der Ursprung von Sklaverei und Kolonialismus sei (S. 209) oder dass Kapitalismus Rassismus erzeuge (S. 220), wünscht man sich als Leser eine klarere Positionierung der Autoren gegenüber solchen – historisch durchaus fragwürdigen – Aussagen. Wenn man Imperien als etwas versteht, das nur weiße kapitalistische Männer aus dem „Westen“ dem Rest der Welt antaten, droht dann nicht die Rückkehr des Eurozentrismus durch die Hintertür? Die Organisation der Welt in erst expandierende und dann auch irgendwann wieder zerfallende Imperien war schließlich der historische Standard überall. Die Dekolonisierung war Teil eines 150 Jahre währenden Übergangs von einer Welt der Imperien zu einer Welt von Nationalstaaten, die dabei stets in einem wechselseitigen Austauschverhältnis standen. Die „Befreiung von Nationen vom Imperialismus“ (S. 11) – das wird in Friedmans Buch deutlicher als hier thematisiert – war dann doch meist beschränkt auf die „Befreiung“ neuer nationaler Eliten, die gewaltsam neue Machtstrukturen schufen und mit ihren sozialistischen Entwicklungsmodellen wirtschaftliche Desaster verursachten. Dass aber nun die Rolle Osteuropas in diesem Prozess endlich angemessen in der Forschung repräsentiert wird, ist sehr zu begrüßen.

TOBIAS RUPPRECHT

Berlin

JGO 71, 2023/3, 502–505

Eastern Europe Unmapped. Beyond Borders and Peripheries

Ed. by Irene Kacandes and Yuliya Komska. New York, Oxford: Berghahn, 2018. VIII, 292 S., 6 Abb., 16 Ktn. ISBN: 978-1-78533-685-0.

Der vorliegende, zwischen wissenschaftlichen Untersuchungen und persönlichen Überlegungen oszillierende Band ist, obwohl schon 2018 publiziert, höchst aktuell. Er liefert etwas, das seit dem 24. Februar 2022 noch dringender als zuvor gebraucht wird, – eine neue Auseinandersetzung mit

Osteuropa basierend auf Wissen und Empathie mit dem Ziel einer Begegnung auf Augenhöhe. Die Sammlung beleuchtet die Problematiken dieses Raums im historischen, kulturwissenschaftlichen Kontext und zeigt implizit, wie die Komplexität von Osteuropa anhaftenden Zuschreibungen eben auch zu der heutigen Situation führen konnte. Der Band umfasst zudem ein interessantes Spektrum an neuen kulturwissenschaftlichen Theorien, die der inhaltlichen Vielfalt der Beiträge auch methodologisch gerecht werden. Er bietet eine fruchtbringende Lektüre zwischen zeit- und raumhistorischer Forschung, die sich nicht nur an Forschende richtet, die sich neue Betrachtungsweisen erhoffen, sondern auch an ein nicht-akademisches Publikum, das an der Region und ihrem Erbe interessiert ist.

Als ein „Discontiguous Eastern Europe“, also ein unzusammenhängendes, sich von all seinen bisherigen, beschränkenden Zuschreibungen befreiendes Osteuropa versuchen die Autoren und Autorinnen – so der Titel der Einleitung (S. 1–28) – Osteuropa zu behandeln. Nach dem Angriff Russlands auf die Ukraine kommt dem Werk eine neue Bedeutung zu, denn es trägt dazu bei, diesen Raum abseits von eingefahrenen Mustern zu sehen und neue Sichtweisen auf ihn zu befördern. Doch – das soll schon an dieser Stelle vorweggenommen werden – es ist ein Blick von außen, was den Band und sein Ziel trotz bester Absichten in einem schiefen Licht erscheinen lässt: Alle, die zu diesem Sammelband beigetragen haben, stammen von akademischen Institutionen außerhalb Osteuropas, vorrangig aus den USA und dem deutschsprachigen Raum, wobei sich hier wohl auch die von den Herausgeberinnen anvisierte Zielgruppe des Sammelbandes befindet. Wieder wird über Osteuropa debattiert, ohne dortige Stimmen einzubinden, – eine der wenigen Schwächen des Bandes, würde doch eine Perspektive von innen ein umfassenderes, weil multiperspektivisches „Unmapping“ möglich machen.

Die Einleitung des Buchs, in der YULIYA KOMSKA auf den ukrainischen Historiker und Publizisten Yaroslav Hrytsak zurückgreift, der davor warnt, bei der Betrachtung der Region diese auf die „relations between core, periphery and colony“ (S. 4) zu reduzieren und den Aspekt der Territorialität zu überschätzen, und der darauf hinweist, dass die Auswirkungen der Regionen „far and wide“ (S. 4) sind, liest sich angesichts der gegenwärtigen Kämpfe um konkrete Territorien aufrüttelnd. Denn genau diese konkreten Kriegshandlungen sind der Beweis dafür, wie wichtig Überlegungen außerhalb von Dichotomien, Stereotypen und Nationalbildern sind, um neue Bilder und Narrative zu Osteuropa zu etablieren und diesen Raum tiefgründiger zu erklären, worin ein erklärtes Ziel des Sammelbandes besteht. Konzeptuell will sich das Werk von den zwei Osteuropa anhaftenden Betrachtungsweisen von „borderlands“ und „neighbors“ entfernen und orientiert sich an den Begrifflichkeiten „betweenness“ und „contiguity“, die den „typologies of Empire“ entsprechen (S. 2). Von diesen Begrifflichkeiten ausgehend beginnt das „Unmapping“ Osteuropas und werden die neun Aufsätze diesen fünf Teilen zugeordnet: „Re-Placed Religion“, „Dislodged Dissent“, „Fictional Cartographies and Temporalities“, „Appropriated Afterlives“ und „Elective Affinities“. Jeder Beitrag trägt das Konzept des Bandes mit und rückt sowohl etablierte als auch unerforschte Themen in neues Licht.

Der Aufsatz „Re-reading *Kultura* from a Distance“ der renommierten Literaturwissenschaftlerin JESSIE LABOV zeigt, wie eine nationale Zeitschrift wie die zunächst in Rom und später in Paris herausgegebene *Kultura* eine große extraterritoriale, also weit über Polen hinausgehende Ausbreitung erlangte. Anhand neuer Methoden der computergesteuerten GIS-Analyse stellt sie die Aufenthaltsorte sowohl der Autoren und Autorinnen als auch der Rezipienten und Rezipientinnen von *Kultura* kartographisch dar. Die insgesamt 16 abgedruckten Karten veranschaulichen die Forschungsergeb-

nisse. *Kultura*, als globales Phänomen betrachtet, ermöglichte den Lesern und Leserinnen, ihre eigene Zugehörigkeitssphäre jenseits der Volksrepublik Polen sowie des zeitlichen und ideologischen Rahmens des Kalten Krieges zu entwickeln und zu leben. Durch die Verbindung einer qualitativen Analyse des publizistischen und politischen Lebenswegs des Herausgebers von *Kultura*, Jerzy Giedroyc, der mit den politischen und ideengeschichtlichen Entwicklung Polens eng verflochten war, mit einer quantitativen Datenanalyse der Aufenthaltsorte des Wirkungskreises der Zeitschrift gelingt es Lebov, das Ausmaß der globalen Mitwirkung an dem nationalen Projekt *Kultura* herauszuarbeiten. So widerlegt sie das Stereotyp, *Kultura* sei ausschließlich eine Zeitschrift von politischen Eliten und Intellektuellen für eben diese gewesen. Gleichzeitig zeigt sie den transnationalen Einfluss von Exil-Publikationen auf die politischen Denkweisen und den gesellschaftlichen Lebensstil sowohl der Menschen in Polen als auch der außerhalb des Landes lebenden polnischen Emigranten und Emigrantinnen, wodurch neue Beeinflussungsgebiete der Zeitschrift sichtbar werden.

Auch die Abhandlung des Komparatisten DANIEL PRATT „Troubles with History: The Anecdote, History, and the Petty Hero in Central Europe“ verbindet in der Untersuchung die Mikro- mit der Makroskala, indem der Autor die Wechselwirkung zwischen literarischen Figuren und der historischen Bestimmung Zentraleuropas analysiert, womit ihm eine neue Perspektive auf die Narrative rund um den Begriff „Central Europe“ gelingt. Anhand des Topos der von Bohumil Hrabal 1965 eingeführten Figur des „petty heros“, welche später von tragender Bedeutung im Selbstverständnis der Tschechen und Tschechinnen wird, geht er der aktiven Rolle von Zentraleuropa innerhalb der „großen Weltgeschichte“ nach. Pratt zeigt auf erfrischende Weise, wie Hrabal durch die Verbindung von Anekdote und Geschichte der Vorstellung von einem kontinuierlichen oder diskontinuierlichen Verständnis von Geschichte und damit der fundamentalen zeitlichen Konstruktion der Nation widerspricht. Er stellt sich damit gegen die Behauptung, dass Zentraleuropa keine eigene Geschichte mit großem „G“ bzw. keinen Einfluss auf das Geschehen innerhalb der eigenen Geschichte hat – ein klares Empowerment für die so genannten kleinen Nationen.

Die Aufsätze der Architekturhistorikerin SARAH M. SCHLACHETZKI „Appropriations of the Past: The New Synagogue in Poznań und Olsztyn's Bet Tahara“ und des Literaturwissenschaftlers ADAM ZACHARY NEWTON „Bruno Schulz's Murals, *OyNEG Shabes*, and the Migration of Forms: Seventeen Fragments and an Archive“ spüren der Geschichte einzelner materieller Orte und Dinge jenseits von nationalen Grenzen und Narrativen nach. Schlachetzki versucht in ihrem Text, das Europa-Konzept von Erich Mendelsohn, einem der erfolgreichsten deutschen Architekten der Weimarer Republik, nachzuzeichnen. Mendelsohn sah Europa als einen Raum zwischen Russland und Amerika, eigentlich als eine Utopie (S. 176). Anhand der Geschichte der Entstehung und des (Nach)Lebens der titelgebenden Synagogen werden die Brüche in der Kontinuität des jüdischen architektonischen kulturellen Lebens und Erbes aufgezeigt. Darauf aufbauend erarbeitet Schlachetzki die Konfliktlinien der Othering-Prozesse, die in der gegenwärtigen zentraleuropäischen Bevölkerung gegenüber der jüdischen Bevölkerung als dem „Anderen“ vorstattengehen und sich in den Debatten um Architektur als Spuren des jüdischen Erbes spiegeln. Adam Zachary Newtons Beitrag wiederum liefert – inspirierend in Form, Inhalt und Quellenauswahl – eine Geschichte des komplexen Lebens- und Identitätsweg von Bruno Schulz und der angespannten Lage im Drohojbyč der Kriegsjahre. Dies geschieht, indem der Autor dem Umgang mit Bruno Schulz' Zeichnungen bzw. Murals und deren Interpretation nachspürt.

Zu den persönlicheren Beiträgen der Publikation gehört „A Polish Childhood“ von IRENA KACANDES. Darin erzählt die Germanistin die Geschichte ihrer außergewöhnlichen Freundschaft mit der Polin Grażyna, die sie zufällig in einem Kaffeehaus in Ithaca, NY kennengelernt hatte und die ihr im sich daran anschließenden jahrelangen Briefkontakt und in persönlichen Gesprächen im Rahmen einiger Treffen die Geschichte des Zweiten Weltkriegs und der Shoa aus der Perspektive einer polnischen Zeitzeugin vermittelte, wodurch sich bei ihr eine Leidenschaft für Polen entwickelte. Bei diesem Text handelt es sich nicht nur um einen historischen Essay, sondern auch um eine Reflexion über die Mechanismen, die uns zu unseren (Forschungs-)Themen führen, mit einem Plädoyer für Empathie und Offenheit.

Den Abschluss des Buchs bilden die Überlegungen des angesehenen, in der Ukraine geborenen Slawisten VITALY CHERNETSKY, der in seinem als Nachwort dienenden Aufsatz den zentralen Fragestellungen des Bandes auf inspirierende Weise anhand der ukrainischen Gegenwartsliteratur nachgeht. Das Fazit, welche Chancen dieses Werk angesichts der vielen gesellschaftlichen Gefahren in Europa und – nun durch den Krieg in der Ukraine noch verstärkt – weltweit ermöglicht, sollen ihm überlassen werden: „Sustaining those efforts [of unmapping Eastern Europe], in hope that one day they breach the barriers to communication and overcome the chasms of intolerance that are now threatening both Eastern Europe and the world at large, is an urgent ethical imperative that emerges from this book.“ (S. 278)

MAGDALENA BARAN-SZOŁTYS

Wien

JGO 71, 2023/3, 505–508

The Holocaust in the Borderlands. Interethnic Relations and the Dynamics of Violence in Occupied Eastern Europe

Ed. by Gaëlle Fisher and Caroline Mezger. Göttingen: Wallstein, 2019. 264 S., 7 Abb., 1 Tab., 1 Kte. = *European Holocaust Studies*, 2. ISBN: 978-3-8353-3565-3.

Wie bereits der erste Band dieser neuen, vom Zentrum für Holocaust-Studien am Institut für Zeitgeschichte herausgegebenen Reihe ist auch der hier rezensierte ein Tagungsband. In diesem sind zahlreiche Beiträge eines internationalen Workshops abgedruckt, der 2018 in München stattfand und von den Herausgeberinnen des Bandes organisiert worden war. Leider gibt es keinen Hinweis, warum bestimmte im Rahmen des Workshops gehaltene Vorträge nicht in diesem Band publiziert sind.

Dieser zweite Band der *European Holocaust Studies* gliedert sich in vier unterschiedlich umfangreiche Teile: Den Anfang bilden „Research Articles“, in denen 8 von 18 Tagungsvorträgen in Aufsatzform veröffentlicht werden. Anschließend folgt – wie im ersten Band – eine „Source Commentary“, bevor unter dem Titel „Project Descriptions“ vier Forschungsprojekte knapp vorgestellt werden. Den Abschluss bilden ein Beitrag zur European Holocaust Research Infrastructure (EHRI) sowie Kurzbiografien der Autorinnen und Autoren.

Der erste „Research Article“, die „Introduction“ von Gaëlle Fisher und Caroline Mezger, dient gleichsam zur Orientierung und Einordnung der folgenden Beiträge. Dabei nehmen die beiden Autorinnen auch auf die dem Band zugrundeliegende Tagung Bezug und gehen damit inhaltlich über die ausgewählten Tagungsbeiträge hinaus. Zentraler Anspruch war und ist es, den Holocaust in den „Borderlands“ Ost-, Mittel- und Südosteuropas in einem ersten Synthese-Versuch zu untersuchen (S. 10). Mittels vergleichender Untersuchung des Massenmordes unter den Bedingungen verschiedener Besatzungsregime und interethnischer Konflikte sollen die Beziehungen zwischen den staatlichen Strukturen und der Mobilisierung der lokalen Bevölkerungen problematisiert werden. Behandelt werden daher vor allem Loyalitäten, interethnische Beziehungen, soziale Bindungen und Verhaltensmuster Betroffener. Die Herausgeberinnen hoffen, mit diesem Band Forschungen zum Holocaust in den europäischen multiethnischen Besatzungsgesellschaften anzuregen.

Warum die *borderlands*? Diese Regionen bildeten zentrale Kontaktzonen von Ethnien, Traditionen, Religionen und Sprachen und haben als solche das individuelle Verständnis von Normalität und Zugehörigkeiten geprägt (S. 21). Daher bieten sie, so die Herausgeberinnen, einmalige Möglichkeiten, den transnationalen Charakter des Holocaust aufzuzeigen. Außerdem kann die Untersuchung von *borderlands* die Ausformung des Holocaust durch vielfältige Interaktionen zwischen Gesellschaften, Ideologien und Konflikten erleuchten. Diese Regionen waren in sich verändernde Gegebenheiten von Krieg, Besatzung, aber auch Bürgerkrieg eingebunden und bieten daher Einblicke in soziale Beziehungen unter Gewaltbedingungen, so dass der Holocaust nachdrücklich in seinen Kriegskontext eingeordnet wird (S. 28).

Nach der umfangreichen Einleitung bietet die Untersuchung von ANCA FILIPOVICI einen Einblick in die Situation an der Universität der Hauptstadt der Bukowina in der Zwischenkriegszeit. Der hohe Anteil antisemitisch eingestellter rumänischer Studierender in Czernowitz überrascht dabei nicht, waren doch Universitäten auch andernorts lokale Zentren des Antisemitismus.

Als nächstes betrachtet DORIS L. BERGEN am Beispiel der ukrainischen Stadt Zhytomyr den Zusammenhang zwischen dem Holocaust und den deutschen Maßnahmen zur Wiedereinweihung von Kirchen. Laut Bergen hat die Vermischung der „German Religious Campaigns“ (S. 59) mit dem Holocaust zahlreiche Implikationen für die Besatzungsgebiete und Gesellschaften, die anhand neuer ethnischer, Gender- und kolonialer Grenzen Trennungen erfuhren. Den Holocaust mit der Wiedereinweihung von Kirchen zusammenzudenken, erscheint zumindest für den Rezensenten keine übergreifende Erklärungsrelevanz zu besitzen, da der Massenmord an den Juden in den allermeisten Gebieten ohne Kircheneinweihungen durchgeführt wurde.

Nach zwei Beiträgen, die sich auf die heutige Ukraine beziehen, betrachtet LINDA MARGITTAI die Vojvodina/Bácska hinsichtlich des Verhaltens von Ungarn, Deutschen und Serben in dieser Region. In ihrem spannenden Aufsatz zeigt sie die unterschiedlich großen Spielräume der Angehörigen dieser drei Ethnien im Verhältnis zu den verfolgten Juden und kann belegen, dass diese Spielräume sehr stark von der jeweiligen Stellung im damaligen ungarischen Staat abhingen. Insbesondere Serben haben sich als Angehörige einer unterdrückten Ethnie demnach auffällig seltener an Verfolgungsmaßnahmen beteiligt. Auf der anderen Seite hatten Ungarn und Deutsche die größten Spielräume, um helfend für Juden aktiv zu werden – wenn sie es denn wollten.

GORAN MILJAN beleuchtet in seinem Beitrag die Verwicklung der Ustaša-Jugendorganisation in den Raub jüdischer Vermögenswerte auf dem Gebiet des Unabhängigen Staates Kroatien zwischen 1941 und 1945. Die Jugendorganisation erhielt lokal Zugriff auf Gebäude, aber auch auf mo-

bilen Besitz und selbst Haushaltsgegenstände, die Juden geraubt worden waren. Der mittlerweile wiederholt untersuchte Raub durch Nachbarn wird auch hier deutlich.

Eine Beschäftigung mit *borderlands* kommt um eine Auseinandersetzung mit einer weiteren rumänischen Grenzregion neben der Bukowina – nämlich Bessarabien – kaum herum: SVETLANA SUVEICA untersucht die Rolle lokaler Verwaltungsbeamter im Prozess des Vermögensraubes während des Holocaust in eben diesem Gebiet. Die Betrachtung der unteren Verwaltungsebene kann konkretes Verhalten Einzelner offenlegen und daher die Geschehnisse vor Ort samt Strategien unrechtmäßiger Vermögensaneignung rekonstruieren. Dieser wichtige Beitrag belegt erneut, dass die lokale Bevölkerung und die kommunale Verwaltung immer dann materiell stark vom Judenmord profitieren konnten, wenn sie direkten Zugriff auf das Eigentum der Ermordeten erlangten.

ANNA WYLEGAŁA erforscht die abweichenden Nachkriegsnarrative von Juden, Polen und Ukrainern über jüdische Vermögen im deutsch besetzten Ostgalizien. Sie verweist darauf, dass auch Zeitzeugeninterviews mit Nichtjuden einen bedeutenden Beitrag zum Verständnis des Raubes von Eigentum ermordeter Juden liefern können. Diese seien aber von der Forschung bisher vernachlässigt worden (S. 182). Obgleich ihre Schlussfolgerung, dass ein breiteres Bild gezeichnet werden kann, wenn alle erreichbaren Quellen genutzt werden, eine Grundannahme jeglichen historischen Arbeitens bildet, ist der Hinweis auf die bis dato zu wenig genutzten Aussagen von Nichtjuden wichtig.

Den Bereich der „Research Articles“ abschließend wendet sich MIRIAM SCHULZ in einem sehr lesenswerten Aufsatz der *Khurbn-sprakh*, also den Einflüssen und Spuren des Holocaust im Jiddischen zu. Sprache spiegelt Erfahrungen und Erlebnisse. Der Massenmord in Osteuropa hat daher les- und hörbare Auswirkungen auf das Jiddische gehabt. Vorbildlich ist der zweisprachige Abdruck benutzter Quellentexte (Jiddisch und Englisch). Zudem zeigt Schulz, wie aufmerksam jiddische Zeugnisse des Massenmordes zu lesen sind, damit sie korrekt entschlüsselt werden können.

Nach diesen Forschungsbeiträgen folgt eine knappe Quellenkommentierung von SANELA SCHMID zum kroatischen Rechtsdekret über die „rassische Zugehörigkeit“ vom 30. April 1941. Bei diesem Dekret handelt es sich um die zentrale Rechtsgrundlage für die rassische Zuordnung und damit zusammenhängend Verfolgung von Bewohnern des Unabhängigen Staates Kroatien. Es enthält die Definition, wer als „arisch“, Jude oder Roma gilt. Dabei werden auch Unterschiede der einzelnen Zuschreibungen deutlich. Beispielsweise sind Personen mit zwei jüdischen Großeltern nicht automatisch als Juden verfolgt worden, während Personen mit zwei Roma-Großeltern stets als Roma galten. Aus Sicht des Rezensenten hätte die Kommentierung umfangreicher ausfallen dürfen. Zudem sei darauf hingewiesen, dass die englische Übersetzung nicht aus dem kroatischen Original erfolgte, sondern aus der in Band 14 der Reihe *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945* abgedruckten deutschen Übersetzung.

Im nächsten Block der Projektbeschreibungen berichtet zuerst ELYSA IVIE MCCONNELL über ihre Forschungen zur Italienisierung und zum Holocaust in italienischen *borderlands* in dem bemerkenswert umfangreichen Zeitraum zwischen 1918 und 1948. FRANK GÖRLICH forscht über die Verbindungen ethnischer Deutscher in Transnistrien mit dem Holocaust. DANA MIHĂILESCU stellt danach das rumänische Forschungsprojekt zu transkulturellen Narrativen über den Holocaust vor, das „transmission, circulation, mediation, and reception of memories about the Holocaust in Eastern Europe over time and between, among, and beyond ethnic, cultural, national groups“

(S. 241) zum Untersuchungsgegenstand hat. Abschließend gibt ALIAKSANDR DALHOUSKI einen knappen Einblick sowohl in die Geschichte des Massenvernichtungsortes Malyj Trostenec im heutigen Belarus als auch in die Erinnerung an diesen und weist darauf hin, dass sich dieser Erinnerungsort aktuell zu einem modernen belarusischen Zentrum entwickelt.

Nachdem im ersten Band der neuen Reihe ein Rückblick auf die Arbeit der European Holocaust Research Infrastructure in den Jahren 2010 bis 2018 gegeben wurde, beschreibt ANNA ULLRICH in Band 2 die von 2016 bis 2019 durchgeführten Seminare, an denen 148 Personen teilgenommen haben. Ost- und Südosteuropa bildeten dabei einen regionalen Schwerpunkt. Ziel war es, Forschende auch und gerade aus den genannten Regionen mit wichtigen Quellenbeständen und Aktivisten der Geschichtsvermittlung zusammenzubringen.

Welchen Eindruck hinterlässt der hier besprochene Band? Juliane Wetzel vom Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin hatte in ihrer Rezension des ersten Bandes der *European Holocaust Studies* ein einleitendes Editorial der Herausgeber vermisst (Juliane Wetzel: Rezension zu: Frank Bajohr / Dieter Pohl [eds.]: *Right-Wing Politics and the Rise of Antisemitism in Europe 1935–1941*. Göttingen 2019, in: H-Soz-Kult, 22.11.2019, <https://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-28123>, 17.12.2022). Band 2 enthält nunmehr eine Einleitung der Herausgeberinnen, die Leserinnen und Lesern einen guten Orientierungsrahmen bietet. Die Beiträge widmen sich Rumänien, Jugoslawien, Polen und der Ukraine, sodass andere *borderlands* – obgleich auf der dem Band zugrundeliegenden Tagung etwa Albanien und der litauisch-belarusische Grenzraum behandelt worden waren – fehlen.

Die Qualität der einzelnen Beiträge ist nicht einheitlich. Dennoch lohnt sich die Lektüre für diejenigen, die sich speziell mit interethnischen Fragen im Zusammenhang mit dem Holocaust befassen. Die Erkenntnisse der einzelnen Autoren sind hilfreich, wenn auch regionalspezifisch und daher nicht generell zu übertragen. Der Beitrag von Linda Margittai zeigt sehr deutlich, dass bei der Erforschung des Holocaust von Schwarz-Weiß-Bildern abzusehen ist. Stattdessen bedarf es – es ist beinahe banal, es hier anzumerken, – eines vielfältigen Erklärungsansatzes unter Einbeziehung diverser Faktoren. Besonders anregend ist die Auseinandersetzung von Miriam Schulz mit der *Khurbn-sprakh*, denn sie erinnert daran, dass die Lektüre von Quellen stets eine besonders intensive Beschäftigung mit der Sprache – nicht nur wie hier mit dem Jiddischen – verlangt.

Welche thematische Ausrichtung die *European Holocaust Studies* in Zukunft haben werden, lässt sich aus den ersten beiden Bänden noch nicht erkennen. Zumindest scheinen Vermögensfragen eine gewisse Rolle zu spielen. Hier wäre tatsächlich ein Editorial der Reihenherausgeber im ersten Band sinnvoll gewesen. 2021 ist der dritte Band der Reihe unter dem Titel *Places, Spaces, and Voids in the Holocaust*, herausgegeben von Natalia Aleksiun und Hana Kubátová, erschienen. Die Betrachtung des Raumes als Faktor in der Erforschung der Shoah bietet einen sinnvollen Anschluss an die *borderlands*, ist doch in den besprochenen Beiträgen der Raum als maßgeblicher Faktor in der Ausformung des Judenmordes stets präsent.

JENS HOPPE

Frankfurt/Main

JGO 71, 2023/3, 509–512

East Central European Migrations During the Cold War. A Handbook

Ed. by Anna Mazurkiewicz. Berlin: De Gruyter Oldenbourg, 2019. XI, 465 S., Tab.,
Diagr. ISBN: 978-3-11-060753-6.

Das von Anna Mazurkiewicz herausgegebene Handbuch *East Central European Migrations during the Cold War* umfasst elf Kapitel, die jeweils einen Staat oder eine Gruppe von Staaten behandeln. In alphabetischer Reihenfolge werden Albanien (AGATA DOMACHOWSKA), die baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen (PAULI HEIKKILÄ), Bulgarien (DETELINA DINEVA), die Tschechoslowakei (MICHAEL CUDE und ELLEN PAUL), Deutschland (BETHANY HICKS), Ungarn (KATALIN KÁDÁR LYNN), Polen (SŁAWOMIR LUKASIEWICZ), Rumänien (BEATRICE SCUTARU), die Ukraine (ANNA FIŃ), die Sowjetunion (ALEXEY ANTOSHIN) und Jugoslawien (BRIGITTE LE NORMAND) in den Blick genommen. Obwohl die recht kurz geratene Einleitung der Herausgeberin die Auswahl der Staaten anhand der Besprechung diverser Ost- bzw. Ostmitteleuropa-Konzepte problemorientiert diskutiert, bleibt die Auswahl letzten Endes schwer nachvollziehbar und das gewählte Verständnis von „East Central Europe“ diskutabel. Am ehesten handelt es sich um jene Staaten, die während des Kalten Kriegs in oberflächlicher westlicher politischer Betrachtung unter dem Begriff „Osteuropa“ subsumiert wurden – ein Zugang, der heute üblicherweise kritisch gesehen wird. Dadurch lässt sich jedenfalls die Aufnahme des geteilten Deutschlands in den Band und das Weglassen des unzweifelhaft mitteleuropäischen Österreichs erklären. Das Kapitel zu Deutschland fokussiert dann aber nicht – wie man erwarten würde – auf die DDR, sondern versucht sich durchaus ambitioniert an einer integrierten deutschen Migrationsgeschichte, die auch der Bundesrepublik Deutschland viel Raum bietet. Ebenfalls unklar bleibt, warum es neben dem Kapitel zur Sowjetunion auch ein Kapitel zur Ukraine und zu den baltischen Staaten gibt, nicht aber beispielsweise zu Belarus. Ein vergleichbarer Zugang wird im Falle Jugoslawiens nicht gewählt, obwohl die Migrationsgeschichten der einzelnen Teilrepubliken durchaus divers sind. Auch das Fehlen Griechenlands unter den südosteuropäischen Staaten liegt angesichts der auch mit Ostmitteleuropa interagierenden Migrationsgeschichte des Landes nicht unbedingt auf der Hand. Eine mögliche Erklärung für die getroffene Auswahl mag das Bestehen relevanter, bereits historisch gewachsener Exilgemeinschaften aus den behandelten Ländern in verschiedenen westlichen Staaten und insbesondere den USA sein, was zudem der Spezialisierung der Mehrzahl der Autoren und Autorinnen entspricht. In dieser Hinsicht gilt es, auch den Titel des Handbuchs zu hinterfragen: Dieser spricht zwar von Migrationen, den eindeutigen Schwerpunkt nahezu aller Beiträge stellen aber die Emigrationsgeschichte der Staaten und die Exilorganisationen der Ausgewanderten dar. Binnenmigrationen werden in manchen Beiträgen (insbesondere jenen zum direkten sowjetischen Herrschaftsbereich) thematisiert, Immigration – ob durch Arbeitsmigration oder Flucht – wird hingegen kaum behandelt. Im Falle Bulgariens findet immerhin die Aufnahme von Flüchtlingen des griechischen Bürgerkriegs Erwähnung. Angesichts des Fokus auf Emigration ist es auch erstaunlich, dass in der Einleitung keinerlei Verortung des Handbuchs in der aktuellen Forschungsdebatte vorgenommen wird – man denke nur an Tara Zahras Monografie *The Great Departure. Mass Migration from Eastern Europe and the Making of the Free World* (New York 2016), die auch in der den gesamten Band abrundenden Auswahlbibliografie fehlt. Nach diesen grundlegenden kritischen Bemerkun-

gen zur Beschaffenheit des dennoch gewichtigen Handbuchs ist der einheitliche Aufbau der inhaltlich kohärenten und mehrheitlich ausgezeichneten Aufsätze des Bandes lobend hervorzuheben.

Die Beiträge berücksichtigen jeweils primär die Forschungsliteratur in der Landessprache sowie auf Englisch erschienene Publikationen. Auch wenn immer wieder einzelne Titel fehlen, sind die bibliografischen Angaben weitgehend vollständig und das Handbuch somit als Einstieg in die Thematik bestens geeignet. Angesichts der vorhandenen, aber von den Autoren und Autorinnen nicht berücksichtigten deutschsprachigen Literatur zur Migrationsgeschichte einiger im Band vertretener Länder wird Studierenden das Bibliografieren aber nicht vollständig abgenommen. Obwohl sich der Forschungsstand von Land zu Land in quantitativer und qualitativer Hinsicht unterscheidet, folgen die Kapitel einer einheitlichen Gliederung, die durch die Autorinnen und Autoren entsprechend der Diversität der Migrationsgeschichten der behandelten Staaten angemessen ausdifferenziert wurde. Die Unterschiede in den Schwerpunktsetzungen reflektieren auch den Stand der bisherigen historischen Forschung zu diesen Ländern. Während die meisten Beiträge primär eine eingehende Besprechung des Forschungsstandes leisten, werden dort, wo die Aufarbeitung noch weniger weit vorangekommen ist, mitunter auch neue Forschungen der Autorinnen und Autoren präsentiert (Albanien, Ukraine, Sowjetunion). Die Darstellung zu Deutschland greift irritierenderweise bei gut erforschten Themen wie der „friedlichen Revolution“ immer wieder auf zeitgenössische Medienberichte anstatt auf die einschlägige Literatur zurück. Die Beiträge zu Polen und zu Rumänien sind besonders hervorzuheben, da diese alle inhaltlichen Gesichtspunkte am umfassendsten abhandeln. Der Beitrag zu Jugoslawien greift am stärksten neuere Ansätze der seit der sogenannten Flüchtlingskrise von 2015 boomenden Migrationsgeschichtsschreibung auf. Nicht alle Beiträge können hier im Detail besprochen werden, jedoch sollen einzelne besonders gut herausgearbeitete Aspekte entlang der einheitlichen Gliederung des Bandes angesprochen werden.

Die Aufsätze beginnen jeweils mit einer kurzen historischen Rückschau auf das für die behandelten Staaten relevante Migrationsgeschehen und finden in einer eingehenderen Besprechung der Bevölkerungsbewegungen während des Zweiten Weltkriegs und der frühen Nachkriegszeit ihre Fortsetzung. Dieser Zeitabschnitt war von Flucht, Umsiedlungen, Vertreibungen und häufig erzwungenen Repatriationen geprägt und ist zentral für das Verständnis der folgenden Migrations- und Exilerfahrungen. Anschließend werden die Migrationsbewegungen während des Kalten Kriegs eingehend analysiert. In der Regel nehmen die Autorinnen und Autoren auch eine Periodisierung vor. So ist beispielsweise im Falle Ungarns bereits eine feingliedrige Unterscheidung zwischen den Emigrationen von 1945, 1947 und 1956 möglich. Neben den bekannten großen Fluchtbewegungen und anderen Emigrationsformen stehen in allen Beiträgen – insbesondere für die Frühphase des Kalten Kriegs – auch staatliche Maßnahmen zur Verhinderung von als illegal klassifizierter Emigration wie der Ausbau des Grenzregimes zum Eisernen Vorhang oder restriktive Passpolitiken im Zentrum des Interesses. Im weiteren Verlauf des Kalten Kriegs wechselten sich liberalere und restriktivere Phasen der Migrationspolitik ab, die sich von Land zu Land aber deutlich unterschieden. Die ungarische Migrationsgeschichte spiegelt die politische Geschichte des Landes wider – von rigider Emigrationsprävention und Massenflucht im Gefolge der Niederschlagung des Aufstandes 1956 hin zu einer Normalisierung der Lage mit Fortschreiten der Entspannung im Kalten Krieg. Während das ultrarestriktive Albanien jedwede Mobilität und Migration seiner Bevölkerung durchgängig unterbinden wollte, war es in Polen bereits früh zu einer Abkehr von derartigen Ansätzen gekommen. Rumänien hingegen kann trotz massiver Restriktionen mit bemerkenswert hohen Aus-

wanderungszahlen aufwarten, was für den Zeitraum 1948 bis 1989 eine negative Wanderungsbilanz von fast 800 000 Menschen zur Folge hatte. Bedeutenden Anteil daran hatten Sonderformen legaler Emigration insbesondere von Minderheiten meist in Verbindung mit finanziellen Gegenleistungen, die ebenfalls in mehreren Beiträgen berücksichtigt werden. Die Abhandlungen zu Polen, Rumänien und zur Sowjetunion gehen unter anderem dem Phänomen der „Spätaussiedler“, also der Auswanderung deutschsprachiger Minderheiten in die Bundesrepublik gegen ein „Kopfgeld“, nach. Jener zu Rumänien thematisiert darüber hinaus auch die üblicherweise kaum beachtete Migration von Kindern durch Adoption. Das Thema der jüdischen Emigration während des Kalten Kriegs wird insbesondere im Kapitel zur Sowjetunion ausführlich abgehandelt.

Den Abschnitten zur Emigration folgt eine eingehende Darstellung der politischen Aktivitäten im Exil. Diese wurden häufig durch die jeweilige Motivation für die Emigration und deren Zeitpunkt sowie durch die Gegebenheiten im Aufnahmeland entscheidend mitgeprägt. Anhand des migrationsgeschichtlichen Sonderfalls Jugoslawien lassen sich Konflikte zwischen politischer Emigration (mit oftmals nationalen Zielsetzungen) und Arbeitsmigration besonders gut nachvollziehen. Die volle Komplexität der Geschichte der Exilorganisationen wird am Beispiel der Tschechoslowakei eingehend herausgearbeitet. Diese wurden oftmals – wie auch bei den anderen im Band behandelten Ländern – durch Akteure des Kalten Kriegs wie der CIA subventioniert. Ihre Vertreter wirkten beispielsweise an den Produktionen von Radio Free Europe mit, um in Richtung ihres Herkunftslandes zu wirken. Gleichzeitig waren die Organisationen das Ziel von Unterwanderung durch die Geheimdienste der Herkunftsstaaten. Von besonderem Interesse ist die am Beispiel der Tschechoslowakei ausgeführte zeitliche Unterscheidung zwischen frühem und spätem Kalten Krieg. Während die anfänglich primär antikommunistischen Exil-Gruppierungen relativ wenig Einfluss gehabt hätten, sei dieser im Kontext der größer werdenden globalen Aufmerksamkeit für Menschenrechtsfragen (und somit auch für osteuropäische Dissidenten) gewachsen. Emigranten aus den baltischen Staaten suchten beispielsweise den Kontakt mit der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa. Hier zeigen sich spannende Berührungspunkte mit aktuellen Forschungsdebatten zur Geschichte des Kalten Kriegs und der Menschenrechte vor dem Hintergrund der Globalisierung seit den 1970er Jahren. Der Beitrag zu Deutschland konstatiert mit Blick auf die DDR-Emigration, dass es in diesem Ausnahmefall praktisch keine organisierten politischen Aktivitäten im Exil gab. Zur Bedeutung der Vertriebenenthematik in Deutschland erfährt man im Kapitel zur Tschechoslowakei mehr.

Abschließend wird ein meist recht knapp gehaltener Ausblick auf die Migrationen nach 1989 geboten. Dieser ist im Falle Albaniens, Rumäniens oder der Ukraine sehr informativ, bei manchen Staaten hätte man sich ob der großen Bedeutung des Phänomens bis in unsere Tage mehr Informationen gewünscht. Als besonderer Mehrwert der Beiträge des Handbuchs ist die fachkundige Einführung in die für die einzelnen Staaten relevanten Archive und zentrale Forschungsliteratur zu nennen. Hierbei fällt auf, dass neben einer Vielzahl nationaler Archive auch außerhalb der in den einzelnen Beiträgen abgehandelten Länder liegende Archive oftmals von größter Relevanz sind. Alle Beiträge betonen die Bedeutung der Hoover Institution Archives an der Stanford University mit ihren für die osteuropäische Geschichte unverzichtbaren Beständen. Einige der Autorinnen und Autoren nutzen diesen finalen Abschnitt auch, um nachdrücklich auf Desiderata hinzuweisen und konkrete zukünftige Forschungsfragen zu formulieren. Leider warten nur einige wenige Länderstudien (Ukraine, Sowjetunion, Rumänien) mit umfangreichem und aussagekräftigem sta-

tistischen Material auf. Im Endeffekt liegt ein Handbuch vor, das für die darin behandelten Länder einen soliden Einstieg in die (E)Migrationsgeschichte und die dazu vorhandene Literatur bietet. Künftige Forschungen werden nicht nur von dem aufbereiteten Wissen profitieren, sondern können auch aus den Anregungen und Ideen der Autorinnen und Autoren schöpfen.

MAXIMILIAN GRAF

Prag/Wien

JGO 71, 2023/3, 512–513

Oktoberrevolution 1917. Ereignis, Rezeption, künstlerische Deutung

Hrsg. von Felicitas Fischer von Weikersthal, Tanja Penter und Dorothea Redepenning. Heidelberg: Winter, 2020. 285 S., Abb., Graph., Tab., Notenbeisp. ISBN: 978-3-8253-6914-9.

Vor fünf, sechs Jahren gedachten wir ihrer – der Russischen Revolutionen 1917. In der Schweiz gab es ein Reenactment von Lenins Fahrt von Zürich nach Petrograd, in Historischen Seminaren weltweit informierten Ringvorlesungen über jene Ereignisse, die die Welt erschütterten. Die Revolution hat immer fasziniert und wird weiterhin Forschungen anregen. Bedeutend sind vor allem die vielen Quellen der unterschiedlichen Beteiligten: der Gegner, die vor ihr flohen oder von ihr zermalmt wurden; der Anhänger, die in ihr umkamen oder zwanzig Jahre später unter Stalin verschlissen wurden. Die Stimmen der Revolution – in Büchern, persönlichen Erinnerungen, auf Tondokumenten und Plakaten – geben Einblicke in Aufbruch und Scheitern von Kollektiven und Individuen. Davon erzählt auch der zu besprechende Sammelband, selbst entstanden aus einer Heidelberger Ringvorlesung zum hundertjährigen Revolutionsjubiläum.

Mit dem Angriff Russlands auf die Ukraine am 24. Februar 2022 scheint die Russische Revolution noch weiter zurückzuliegen. Narrative verschieben sich. Die frühe bolschewistische Nationalitätenpolitik – etwas, was die Beiträgerinnen und Beiträger nur am Rande interessierte, wenngleich das revolutionäre Russland ein Land im Nationalitätenkampf war, – rückt verstärkt in den Fokus. Historische Narrative werden heutzutage von Putin und anderen benutzt, um den russischen Krieg zu begründen. Überzeugend hat FELICITAS FISCHER VON WEIKERSTHAL die „Oktoberrevolution als Kulturkampf“ beschrieben. Die von ihr verwendeten, recht bekannten Propagandaplakate von einst werden heute teilweise wieder benutzt, um die „Spezialoperation“ zu begründen oder um die „Z“-tragenden „Orks“ zu stigmatisieren. Geschichtliche Darstellungen wiederholen sich, Stereotypisierungen scheinen lange Bestand zu haben.

Verloren gegangen scheint der „Sound der Oktoberrevolution“. Der so überschriebene, erfrischende Beitrag von DOROTHEA REDEPENNING lässt die revolutionären Klänge wiedererstehen. Was wären die Ereignisse ohne Vladimir V. Majakovskijs *Unser Marsch* (Naš marš), vertont in futuristisch-primitivistischer Manier von Arthur Lourié. Majakovskij hielt fest: „Unsere Waffen sind unsere Hymnen.“ (S. 254) Hymnenhaft ging es weiter in der postrevolutionären Zeit. Massenspek-

takel brauchten Orchester mit lauten Klängen. Die Revolution erklang als künstlerische Idee. Und verstummte, sobald die Sowjetunion sich konsolidierte.

Die Herausgeberinnen betonen den bolschewistischen Erneuerungsdrang, der bis in die Gegenwart nachhallte. Sie legen den Schwerpunkt ihrer Beschäftigung mit der Revolutionszeit auf die Kunst: Sechs der 14 Aufsätze sind Musik, Literatur und Film gewidmet. Da darf ein Beitrag über Isaak Babel' natürlich nicht fehlen. Dank des Aufsatzes von BETTINA KAIBACH („Wie wir die Freiheit bringen, schrecklich.“ [...])“ wird die Erwartung erfüllt. Allerdings frage ich mich dann doch, ob immer wieder gerade Babel', der die Freiheit auf so schreckliche Weise zu den zu Befreienden brachte, als beispielhafter Untersuchungsgegenstand herangezogen werden muss. Gleichwohl ist der Beitrag lesenswert. Thematisiert wird Babels Sonnenkult: Die fruchtbringende Sonne erscheint ihm im bolschewistischen Petrograd dann aber doch nur noch als steriler Himmelskörper ohne Durchschlagskraft. Hatte der Dichter sich einst zum „Sänger der Sonne“ (S. 194) ausgerufen, wandelte er sich 1917/18 zu einem Skeptiker gegenüber dem utopischen Maximalismus (S. 197).

In seinem Aufsatz „Zur Mechanik der Macht“ analysiert HENRY KEAZOR Montage und Wiederholung bei Eisenstein und Pudovkin. Der Beitrag ordnet einzelne Standbilder aus den Filmen überzeugend an und geht auf die Paarung von Gewalt und Lust (S. 213) ebenso ein wie auf Bilder vom Dampf als ein Symbol für aufgestauten Druck und bevorstehende Umwälzungen (S. 224 f.) oder auf die mindestens vier Körper Aleksandr F. Kerenskijs in Eisensteins „Oktober“ (S. 227–230) – hier spricht Keazor die Darstellung des Regierungschefs als mechanischer Metallpau oder Napoleon-Figur an.

Eine andere Mechanik der Macht entfalten die „Revolutionstribunale“, die TANJA PENTER in den Blick nimmt. Eine Reform der Rechtsprechung spielte für Lenin keine Rolle; er wollte die Zerschlagung des alten Systems. Wie so oft erinnerten die Bolschewiki mit der Etablierung von Tribunalen an die Französische Revolution. Man kann der Autorin folgen, die die bolschewistische Rechtsprechung und die Revolutionstribunale nur sehr eingeschränkt als Machtwerkzeug der Bolschewiki ansieht (S. 91). Rechtsprechung wurde zum revolutionären Theaterstück (S. 98) – ein Motiv, das die Beiträge des Sammelbands wunderbar verbindet: In der Zeit der Oktoberrevolution und den ihr unmittelbar folgenden Monaten schien alles möglich. Die neue Macht inszenierte sich und wurde inszeniert – ob im Gerichtssaal, in der Oper, beim Massenspektakel. Der wichtigste Akteur war dabei das Publikum. In der Interaktion mit ihm lag der Fortschritt.

Mit einer historischen Analyse der Hauptstadtresse in den ersten Revolutionsmonaten (HEINZ-DIETRICH LÖWE), der Einordnung des „roten Oktobers“ in das „Jahrhundert des Kommunismus“ (GERD KOENEN) und IVAN SABLINS Blick in Russlands Fernen Osten sind klassische Beiträge in dem Sammelband versammelt, der sich einreihet in eine sehr starke deutsche Osteuropaforschung über die Anfangszeit der Bolschewiki.

Jörn Happel
Hamburg

JGO 71, 2023/3, 514–516

Kirsten Bönker

Television and Political Communication in the Late Soviet Union

Lanham, MD: Rowman & Littlefield, 2020. XLVII, 245 S. ISBN: 978-1-4985-2688-3.

If we consider the situation regarding television in Russia today, we may ask ourselves how the population could possibly submit to being showered with absurd nonstop propaganda comprising a bizarre mix of “violence, swastikas, sexual enhancers and Putin-cult” (Shteyngart, Gary: *Gewalt, Putin, Hakenkreuze, Potenzmittel*, in: SZ, 18.5.2023). Referring to the 1990s, sociologist Boris Dubin stated that the symbolic status of TV somehow represented the missing and much-sought-for “national idea” (Dubin, Boris: *Televisionnaia epokha: zhizn’ posle*, in: Idem, *Intellektual’nye gruppy i simvolicheskie formy. Ocherki sotsiologii sovremennoi kul’tury*. Moscow, 2004, pp. 185–208).

To gain a better understanding of much of what happens in Russian society today, we need to look at the late Soviet period. Kirsten Bönker’s book provides material that can serve as a basis for explanations. In short, television helped to stabilize the system, away from Western clichés of sheep blindly following the dull propaganda typical of past and present Cold War logic with its polarizing black and white visions. This monograph provides insights into the much more complex and ambivalent ways in which the population, at all social levels and in all geographical areas, consumed this new medium from its introduction in the late 1950s to the perestroika of the mid-1980s. Television offered ordinary people a “small window to the world”; it also gave them a voice, the impression of having an impact on the program. But maybe most significantly, it brought both high culture and popular entertainment to the whole population. Today, late Soviet TV is one of the main sources of the widespread nostalgia for the Soviet past.

Bönker’s book traces both top-down and bottom-up paths to analyze strategies of political communication. A wide range of archival material about government, state, regional, and local leaders and producers, about financial, technological, and infrastructural developments is presented, which the author collected from the archives of the central and regional television committee as well as the federal and local party organizations. Her main interest, however, is to “focus on the viewers’ use of the television [...], peoples’ practices of consuming [the new medium]” (p. xvii). What, then, allows for a deeper look into the attitudes of ordinary citizens throughout the Soviet empire is material from more than 80 personal interviews, as well as a large number of letters from viewers to central, regional, and local television stations. As for the time covered, much emphasis is given to the early period, the 1960s, to a lesser extent the 1970s, and much less to the 1980s.

The book is explicitly structured thematically, but it also roughly follows the chronology. In five chapters, various aspects of political television communication are addressed. In the first chapter, “TV Sets Capturing Soviet Homes,” Bönker shows how private life and leisure time gained official approval in the post-Stalin era, and TV became a legitimate form of cultural consumption of leisure time. It changed people’s domestic lives, like an icon centrally located at the heart of people’s apartments. As early as 1961, TV was officially considered part of Soviet cultural life, i. e. of equal rank with reading books and the long-established radio. “During the 1960s TV became the most important technical and cultural device that rendered home a place and an object of negotiation between ‘ordinary citizens’ and the regime about the new meanings of everyday life” (p. xvi).

Chapter two – “Winning the Time, Hearts and Minds of the Viewers” – traces the successful policy, pursued by the producers and leaders, of emotional bonding with the viewers, which, as viewers’ responses later illustrate, fostered active engagement instead of passive approval.

The abovementioned ambivalence of TV is most convincingly presented in the third and fourth chapters: “Negotiating the Boundaries of Popular Culture” and “Working with ‘Emotional Means’”: Soviet TV’s relationship with the audience.” By 1967, Soviet citizens spent the same amount of time on consuming radio and TV. Between 1965 and 1985, they watched three times as much TV. Bönker shows that Soviet television was a medium “amplifying, simplifying, and familiarizing certain issues, ideas, values, or feelings that viewers could relate to in their daily lives” (p. xxx). In so doing, it offered models of identification and evoked commitment.

It was sports in particular which connected the viewers, and especially international sports events raised the national pride of Soviet citizens. Many movies became cultural events, spoken about across the country. A space of “public emotions” (p. 198), the idea of Soviet cultural superiority was being cultivated. In the 1970s, which were later coined as a decade of “stagnation”, the intelligentsia seems to have been most successful in its educational mission: as much as half of all TV programming comprised cultural and artistic programs: theatre, ballet, classical music, films (often based on literature), but also special programs for children. Moreover, television “challenged the common acceptance of classical genres like ballet, opera, and drama as to be more sophisticated and highbrow” (p. 91). The hierarchy of performing arts in the perception of contemporaries had to be modified to meet the consumers’ needs. Thus, TV became a “convergence zone of popular culture and performing arts” (p. 93).

An interesting feature was that many of these programs involved viewers, staged dialogues, emotional bonding, and thus successfully created a positive atmosphere. Programs had to respond to wishes for popular entertainment. Unlike the print media, television could not afford to broadcast hours of dull party speeches. As Bönker, then, illustrates in chapter five: “Addressing the Viewer-Consumer: Consumer Issues on Soviet TV,” people articulated both critical and supportive opinions and demands in hundreds of thousands of letters, a carefully censored selection of which were publicly quoted.

To summarize some of the results of this study: in spite of the overall stabilizing effect on the system, TV allowed for ambiguities and ambivalences in “authoritative discourse” (Yurchak). It allowed for a more complex relationship between viewers and producers and leaders. The category of truth was questioned and became relativized. One of the factors which helped to stabilize the system was the emotional commitment to the medium and the message, which connected both viewers and producers. This created the impression or illusion of a “common interest.” Television reduced complexity and created one shared virtual communal space. The author concludes that Soviet viewers essentially did not differ from “foreign” ones (p. 95). In the late Soviet Union, TV created a “third space” (Bhaba) in which ordinary citizens negotiated with the regime about the new meanings of everyday life (p. xvi). In retrospect, members of the intelligentsia who were highly critical and full of resentment of Soviet television, in particular, look back with nostalgia. Traditional Soviet values were represented on Soviet TV, thus providing the basis for today’s nostalgia for the lost Soviet society (p. 200). This only comes as a surprise if one does not take into account the generally negative attitude toward post-Soviet entertainment television.

I have only one critical remark regarding the publication: the emphasis on the 1960s and '70s means the 1980s is something of a blind spot. While life link-ups within the socialist world are briefly mentioned (p. xxi) and the author quotes Yurchak's idea of the "imagined (and real) West", the space-bridges, life encounters between American, Soviet and even German citizens via satellite technology (29 Soviet-American link-ups 1982–1990) are not even mentioned. Not only were these a major event in late Soviet TV culture, they are also considered crucial for the breakthrough in media culture leading to the fall of the Soviet Union.

BIRGIT MENZEL

Mainz/Germersheim

JGO 71, 2023/3, 516–518

Rethinking the Gulag. Identities, Sources, Legacies

Ed. by Alan Barenberg and Emily D. Johnson. Bloomington: Indiana University Press, 2022. VII, 310 S., 21 Abb. ISBN: 978-0-253-05961-1.

Die Aufsatzsammlung, hervorgegangen aus Konferenzen an der Hoover Institution, vereinigt unter den drei Themenblöcken „Identitäten“, „Quellen“ und „Erbe“ ein breites Spektrum an Themen zum Lagersystem und zur Zwangsarbeit in der Sowjetunion der Stalinzeit. Die einzelnen Themenblöcke werden teils zusammengefasst, teils ergänzt durch Kommentare von LYNNE VIOLA („Identities“), JUDITH PALLOT („Sources“) und ALEXANDER ETKIND („Legacies“).

Unter der Rubrik „Identitäten“ werden die Geschichte der inhaftierten orthodoxen Geistlichkeit im Soloveckij-Lager (SLON) (J. S. HARDY), der Umgang mit nicht-russischen Briefen aus den Lagern (E. D. JOHNSON) sowie die hierarchischen Systeme in den Lagern behandelt (G. SLADE). Unter der Rubrik „Quellen“ geht es um die vorzeitige Entlassung in der Regel todkranker Häftlinge, um die Todesstatistik zu „schönen“ (M. NAKONECHNYI), um den Einsatz deutscher Kriegsgefangener und die regionale Verteilung ihrer Lager (S. GRUNEWALD) und schließlich um thematische Schwerpunkte von über 1 000 Memoiren über Lager, gesammelt im Sacharov-Zentrum (S. J. YOUNG). Der dritte Teil „Erbe“ behandelt die Funktion von Natur in den Dichtungen V. Šalamovs und N. Zabolockijs (J. V. ZITZEWITZ), den Briefwechsel zwischen Šalamov und G. G. Demidov, ein Physiker, der an seinen Memoiren über seinen Lageraufenthalt arbeitete, (A. BARENBERG) und schließlich die Nekropolen des Gulag als kulturelle Objekte (I. FLIGE).

Da der Rezensent sich nicht in sämtlichen hier behandelten Einzelthemen für gleichermaßen kompetent hält, können in dieser Rezension nicht alle Aufsätze in gleicher Weise berücksichtigt werden. J. S. Hardys Beitrag über die Geistlichkeit im Soloveckij-Lager behandelt sowohl den Umgang mit den Geistlichen als auch deren Verhalten, deren interne Auseinandersetzungen und deren Verhältnis zur Sowjetordnung und zum neuen Patriarchen Sergej (seit 1925), der seinen Frieden mit dem Regime gemacht hatte. Der Autor betont, dass die rituelle Praxis, auch wenn sie oft eingeschränkt war, Zusammengehörigkeitsgefühl und moralischen Halt gegen die Zumutungen des über

die Jahre wechselnden repressiven Regimes ermöglichte, was nach Auflösung und Verteilung der Häftlinge auf andere Lager dann nicht mehr der Fall war.

E.D. Johnsons Beitrag über den Umgang mit nicht-russischen Briefen seitens der Zensur zeigt die engen Grenzen sprachlicher Toleranz auf Seiten sowjetischer Instanzen auf. Inkompetenz spielte hier eine ebenso große Rolle wie sprachliche Intoleranz. So sahen sich viele Angehörige nicht-russischer Minderheiten mehr oder minder gezwungen, die russische Sprache zu erlernen und sich – je nach Ausgangslage – mindestens sprachlich zu russifizieren.

G. Slade widmet sich unter dem Begriff „reputation“ der Frage nach den Machtverhältnissen in den Lagern, nach dem Nebeneinander von formellen und informellen Machtstrukturen, wobei deren Veränderungen im Laufe der Jahrzehnte ebenso wie die Strukturen und Auseinandersetzungen innerhalb der kriminellen Gruppen unterbelichtet bleiben.

In dem Teil „Quellen“ geht es u. a. um quantitative Verfahren, die – ein bisschen übertreibend und nicht immer zutreffend – von Pallot als „digital“ und innovativ angepriesen werden. Der Beitrag Nakonechnyis über die vorzeitige Entlassung todkranker Häftlinge liefert einen Einblick in die Praktiken, mit denen Statistiken geschönt wurden, und zeigt – ebenso wichtig – auf, wie sich die Verhältnisse zwischen den Lagerverwaltungen und den ihnen übergeordneten Instanzen im manipulativen Umgang mit Daten über Sterblichkeit gestalteten. Der Beitrag von S. Grunewald über den Einsatz und die geographische Verteilung der Lager deutscher Kriegsgefangener bestätigt noch einmal, dass der Einsatz der Kriegsgefangenen nicht so sehr der Bestrafung und Entwürdigung der Insassen – wie im Gulag – diente, sondern vornehmlich dem Wiederaufbau des zerstörten Landes. Daraus ergab sich auch, dass die geographische Verteilung der Kriegsgefangenenlager sich von der der Lager des Gulag unterschied. Mit der beeindruckenden Erfassung von über 1 000 Memoiren über den Gulag versucht S.J. Young, anhand der Vorworte, der literarischen Orientierung und der Bezüge (Dostoevskij, Solženicyn) Schwerpunkte der Memoiren, aber auch beschwiegene oder vernachlässigte Themen wie die Gründe für die Verhaftung oder den Lageralltag herauszuarbeiten. Als auffällig betont Young, dass viele Autoren den Gulag in eine lange Tradition von Zwang und Staatsgewalt einordnen und der Revolution dabei keine Bedeutung beimessen.

Der dritte Teil „Erbe“ behandelt vornehmlich literarisch-kulturelle Themen. In J. v. Zitzewitz' Beitrag geht es um den Stellenwert von Natur in den Dichtungen Šalamovs und Zabolockijs. Ergänzt werden diese Ausführungen in Etkinds Kommentar: So erscheint die Natur in der Erlebniswelt des Lagers als das Andere, als Fluchtpunkt, als Metapher und damit manchmal als ihre „Anthropomorphisierung“, aber – bei Zabolockij – auch als Objekt menschlicher Eingriffe. A. Barenberg widmet sich dem Briefwechsel zwischen Šalamov und G. G. Demidov – ehemalige Lagergenossen in Kolyma. In dem Briefwechsel geht es um die literarische Verarbeitung der Lagererfahrung, aber auch um Leidenskonkurrenz, also die Frage, wer mehr gelitten habe, – ein insgesamt unergiebigere Briefwechsel zwischen zwei sehr ungleichen Lager-Überlebenden zu Beginn der 1960er Jahre.

I. Flige behandelt in der Sektion „Erbe“ zweifellos eines der schwierigsten Themen im Zusammenhang mit dem stalinistischen Terror – sie konzentriert sich auf den Umgang mit den Massengräbern sowohl des Terrors der 1930er Jahre als auch der Lager und mit den Nekropolen in den Orten der Sondersiedler. Dass dieses Thema aus Sicht der Täter und ihrer Nachfolger heute wieder ein heikler Gegenstand ist, zeigen der Umgang mit den Massengräbern in Sandarmoch/Karelien, der Skandal um Jurij Dmitriev in Petrozavodsk und der Umgang mit dem Lager in Perm' (siehe das Nachwort von Barenberg und Johnson). Flige analysiert den sehr unterschiedlichen Umgang mit

den Massengräbern seitens der Täter und ihrer Erben einerseits und der Zeitzeugen und Überlebenden andererseits. Sie berichtet vom Erschrecken oder auch von der Gleichgültigkeit bei der Entdeckung von Massengräbern oder menschlichen Knochen im Zuge von Bodenbearbeitung oder Bauprojekten. Aus naheliegenden Gründen ganz anders war das Gedenken von überlebenden Leidensgenossen seit den 1950er Jahren – sei es vor Ort oder durch Überführung von Knochen oder Erde in die Heimat der Opfer. Seit den 1980er Jahren wurden – in der Regel auf Initiative ehemaliger Häftlinge – an den Orten mancher Lager und Massengräber Kenotaphe errichtet. Im Nachwort gehen Barenberg und Johnson auf die Initiativen zur staatlichen Monopolisierung des Gedenkens an Terror und Gulag ein. Dieser Aspekt hätte sicher mehr Aufmerksamkeit verdient.

Ähnlich wie Nakonechnyi geht auch Flige der amtlichen Erfassung der „Todesfälle“ nach und zeigt damit einmal mehr die Unzuverlässigkeit der offiziellen Statistiken. Resümierend bezeichnet die Autorin den Umgang mit den Nekropolen als paradox: Es gehe gleichzeitig um das Verbergen wie um das Suchen und Finden von Opfern, die eigentlich keine Gräber haben, und darum, diese Opfer zugleich zu ignorieren sowie ihrer auf authentische und auf manipulierte Weise zu gedenken.

Der Sammelband trägt den anspruchsvollen Titel „Rethinking the GULAG“. Ein eigentliches „Überdenken“ findet aber nicht statt, sondern eine Erweiterung und Präzisierung einzelner Aspekte des Umgangs und der Verarbeitung der Erfahrungen von Terror und Lagerleben. Eine grundsätzliche Revision unseres Blickes auf diese mörderischen Erfahrungen kann ich nicht erkennen.

DIETRICH BEYRAU

Tübingen

JGO 71, 2023/3, 518–520

Christian Ganzer

Kampf um die Brest Festung 1941. Ereignis – Narrativ – Erinnerungsort

Paderborn: Schöningh, 2021. X, 490 S., 77 Abb. = Krieg in der Geschichte, 115.

ISBN: 978-3-506-70448-1.

The battle for the Brest Fortress in 1941 was no major event of the opening stages of Operation Barbarossa. Quite the contrary, as Christian Ganzer argues convincingly in this dissertation book: it was a sideshow; no more than an “incident” (“Zwischenfall”, p. 24). And yet, this insignificant battle became a central moment of the Soviet war cult. Why?

There were structural reasons, Ganzer explains. Both the town and the fortress were well known to the Soviet public: it was here that the Bolsheviks signed the Brest Treaty of 1918. The fortress had “high recognition value” as a piece of architecture, and the object’s defense was “a manageable event that could be represented well” (p. 139). Brest was located at the border and travellers had to spend time there, while their trains were transferred to the broader Soviet track. And finally, there were survivors, who could be mobilized to add authenticity to the story of heroism and sacrifice presented to the public.

The evolving narrative, moreover, helped to deal with two traumas at the same time, as Ganzer further argues. One was the war itself, in particular its catastrophic start. The story of the heroic defense of the fortress allowed Soviet citizens to forget the “devastating defeats of the first months of the war” (p. 165) and replace them with the “certainty that in principle one had already won, even at this point in time” (p. 165). Moreover, the story of the incredible suffering of the defenders also helped to re-cast recollections of the hungry, violent, and unhappy 1930s as a sun-filled pre-war idyll. In this imagined pre-war, “the Soviet people lived harmoniously together, treated each other extremely courteously, friendly, and justly” (p. 165). Gone were the harshness of daily interactions, the lines, the shortages, the purges and the terror. The horror of war overshadowed everything that had come before.

Interesting parallels with wartime imaginaries can be observed here: in their letters home, frontline soldiers imagined civilian life both before and after the war in utopian terms as free of “struggle and sacrifice”, as Matthew Lenoe has documented. They longed for the “happy days before war” where they had, in a retrospective reimagination, lived quiet but comfortable lives (Matthew E. Lenoe: *Emotions and Psychological Survival in the Red Army, 1941–42*, in: *Kritika: Explorations in Russian and Eurasian History* 22 [2021], 2, pp. 313–344, see pp. 327, 335). We observe here a social process of memory making, a narrative attempt to deal with the multiple traumas of Stalinism at war and at peace, something akin to society-wide therapeutic story telling.

Ganzer started his research as an intern in the Brest memorial museum. His book is driven by a polemic with the curators of the official cult of the war he had encountered there. This confrontation evidently started early and led to his eventual exclusion from the museum’s archives – a terrible blow for a historian who describes himself as devoted to a “classical positivist approach” (p. 5). The Belarusian guardians of the heroic memory were not willing to help an opinionated German who constantly confronted their certainties with facts. Ganzer was not deterred, however. Much of the book is devoted to the debunking of each and every myth about the fortress.

This focus on correcting the historical record leaves little space for what he describes as “discourse-theoretically oriented work” (p. 6). By and large, the analysis of the memory culture consists of confronting the discourse again and again with what actually happened. And the actual battle was shorter, less heroic, and fought by human beings who had little to do with the Soviet supermen the discourse constructed. In the end, we are presented with a catalogue of falsehoods, which is useful for historians interested in the operational history of this particular “incident” (“Zwischenfall”, p. 24) but not all that surprising to social and cultural historians.

The cultural entrepreneurs who invented these falsehoods – writers, dramaturgs, script writers, and museum curators – worked as “simple servants of the state” (p. 170), writes Ganzer. On a banal level, that is certainly true, but by now standard works on the creative process of “socialist realism” have indeed stressed the agency of the creatives. In a process of trial and error, in which the political leadership intervened again and again, but which also followed its own internal logic, the intellectuals established narratives, tropes, and motifs which were then canonized and hence became models for others. Ganzer’s narrative is full of hints at a similar process. He does not present a single instance of clear guidance, let alone commands, from above; instead he presents evidence of cultural actors, including the surviving veterans, watching, reading, and listening to each other, emulating emerging models and eventually establishing a narrative which then became standardized. Again,

there are hints here of a society-wide process of coming to terms with the war, which could have been fruitfully explored in more analytical depth.

Doing so would have required deeper engagement with the extant literature on Soviet society and culture during and after the war. For a book as scathing of other historians' mistakes and oversights, this study's secondary source base is remarkably fragmentary. Matthew Gallagher's 1963 study of the war cult is cited extensively, but newer work is ignored. Ganzer mentions Nina Tumarkin's work (dismissively) but does not engage with more recent studies, such as Denise Youngblood's monograph on war films or Vicky Davis's volume on yet another local war myth. He also does not enter into dialogue with the growing historiography on the Khrushchev and Brezhnev years, which could have added important context. The incomplete mastery of the literature on prisoners of war and repatriation leads to one-sided and at times misleading conclusions.

Broader engagement with extant historiography would also have aided in analysis of central motifs of the Brest defense. One example is heroism. Like in the case of the idyllic memories of the pre-war period, the centrality of heroism can be traced back to the war itself. Propagandists, soldiers, political workers, and politicians were engaged in what Jochen Hellbeck has called "the hero strategy" (Jochen Hellbeck: *Die Stalingrad-Protokolle. Sowjetische Augenzeugen berichten aus der Schlacht*. Frankfurt/Main 2012, pp. 61–66): real life examples were written up, often embellished, at times outrightly invented, and then offered to soldiers as models to emulate; sometimes they did, creating new raw material for the Soviet culture industry. Hence, heroism, in the form of fighting to the last bullet, was a well-established narrative which cultural entrepreneurs brought back from the war and then applied to the emerging story of the defense of the Brest Fortress. Something similar could be said for the religious motifs in the Brest myth: this, too, was a logical extension of wartime propaganda, which employed religious symbolism extensively.

What we thus observe in the making of the Brest Fortress narrative is the distillation of a variety of ways of "making sense" of this war (Amir Weiner: *Making Sense of War. The Second World War and the Fate of the Bolshevik Revolution*. Princeton, Oxford 2001). They had emerged during the war itself, found wide currency among Soviet citizens, and were then assembled in a creative process around the Brest Fortress by curators of memory fluent in the symbolic language of Stalinism at war. As a site of memory, the Brest Fortress served as a focal point to draw together several discourses on this war into an integrated ensemble. Ganzer provides a valuable narrative of how this happened, which will aid historians of post-war Soviet culture better understand the processes through which this society attempted to come to terms with the horrors of this war.

MARK EDELE
Melbourne

JGO 71, 2023/3, 521–523

Jean-Louis Cohen

Building a new New World. Amerikanizm in Russian Architecture

London and New Haven, CT: Yale University Press, 2020. 544 S., zahlr. Abb.

ISBN: 978-0-300-24815-9.

Über die sowjetische Amerika-Faszination hatte Hans Rogger bereits im Jahre 1981 einen folgenreichen Aufsatz unter dem Titel *Americanism and the Economic Development of Russia* veröffentlicht. Der Kern seiner Analyse war, dass nicht so sehr die Länder des alten Europas, sondern die USA Maß- und Orientierungspunkt für die sowjetische Modernisierung waren, dass man sich von der Kombination aus „bolschewistischer Leidenschaft und amerikanischem Pragmatismus“, so Stalin, die Wunder erhoffte, die das alte Russland nicht nur auf die Höhe des technischen-zivilisatorischen Fortschritts der USA bringen, sondern diese sogar als Gesellschaftsmodell überbieten würden: *Americanism* als Kompensation eines immer noch rückständigen Sowjetrusslands. Rogger hat damit nicht nur einen wichtigen Impuls für eine vergleichende Beziehungsgeschichte gegeben, sondern auch Material für die Diskussion über *multiple modernities*, die Parallelen, Überschneidungen und Rivalitäten sichtbar machte, die lange Zeit in der antagonistisch-dichotomischen Sichtweise des Kalten Krieges übersehen und ignoriert worden waren. In dem von Jean-Louis Cohen nun unter dem Titel *Building a new New World. Amerikanizm in Russian Architecture* vorgelegten, über 500 Seiten starken Band wird diese Spur wieder aufgenommen und auf eine Weise erweitert und vertieft, die klar macht, dass hier ein großes neues Forschungsfeld eröffnet worden ist. Hinter dieser bedeutenden Publikation steht, wenn man so will, ein ganzes Forscherleben, und den besten Eindruck von der großen Leistung Jean-Louis Cohens dürften wohl die Besucher der Ausstellung in Montreal erhalten haben, die im Jahre 2020 vom Canadian Center for Architecture organisiert worden war. Die Ausstellung ebenso wie der im Yale University Press erschienene Band stehen für den unerhörten Reichtum des über Jahrzehnte aus allen nur erreichbaren Museen und Archiven sowie aus Jean-Louis Cohens privater Sammlung zusammengetragenen Materials sowie für dessen analytische Durchdringung und Kontextualisierung, wie sie nur möglich ist, wo Professionalität und Leidenschaft zusammenkommen, wie dies bei dem in New York lehrenden französischen Architekturhistoriker der Fall ist. Obwohl im Titel auf die Architektur als Matrix der historischen Darstellung verwiesen wird, ist das Buch doch von der ersten bis zur letzten Seite durchdrungen von einem souveränen Gebrauch aller Quellen und Disziplinen, die etwas zur Aufklärung einer Wechselbeziehung, die über Jahrzehnte hinweg zwischen den Extremen von „Americanophobia“ und „Americanomania“ schwankte, beitragen können. Aus dem Vorwort erfahren wir, dass dieser Band den Abschluss von nun schon über Jahrzehnte laufenden Forschungen des Verfassers bildet, die 1995 mit *Scenes of the World to Come: European Architecture and the American Challenge, 1893–1960* eingesetzt hatten, im Jahre 2011 mit *Architecture in Uniform: Designing and Building for the Second World War* fortgesetzt wurden und nun gleichsam als Band 3 mit der sowjetisch-amerikanischen Beziehungs- und Parallelgeschichte im 20. Jahrhundert, das ja auch unter dem Titel *Soviet Century* (Moshe Lewin) und immer wieder als „American Century“ dargestellt worden ist, abgeschlossen wurden. Hier handelt es sich freilich nicht – wie etwa bei John Lewis Gaddis – um eine politische

Parallel- und Konfliktgeschichte des Kalten Krieges, sondern um eine vergleichende Zivilisationsgeschichte.

Von Cohen erfahren wir, dass der Begriff *Amerikanismus* schon weit älter ist, erstmals 1781 verwendet von John Witherspoon, dem sechsten Präsidenten der Princeton University. Cohen verfolgt die Faszinations- und Abgrenzungsgeschichte von den Anfängen im Petersburger Russland bis in die Endzeit der Sowjetunion und ein wenig darüber hinaus. Der rote Faden der historischen Darstellung, die sich über sechs große Kapitel erstreckt, ist die Entwicklung der Architektur, freilich eingewoben in das dichte Netz kultureller, politischer und ästhetischer Beziehungen und ausgeprägt in den unterschiedlichsten Genres und Disziplinen – ein wahrhaft multidisziplinäres Vorgehen. Selbst für Experten, die sich in den russisch-sowjetisch-amerikanischen Beziehungen gut auskennen, dürften so immer wieder überraschende Bezüge und Verbindungen sichtbar werden, wie sie eben einem souverän über umfangreichstes Quellenmaterial verfügenden Forscher zur Verfügung stehen. Man kennt ja Alexis de Tocquevilles Diktum von der großen Zukunft der beiden Großräume, von den parallelen, oft stereotypen Wahrnehmungen von Wildem Westen und Fernem Osten, von gemeinsam-unterschiedlicher Frontier-Mentalität, man kennt Maxim Gorkis Phantasmen von New York als der „Stadt des Gelben Teufels“ und Amerika als dem Land, in dem, wenn überhaupt irgendwo in der Welt, der Sozialismus zuerst Wirklichkeit werden würde. Aber wie dicht das Netz war, erfährt man aus den wie beiläufig zitierten Hinweisen auf Katharinas II. bewundernde Lektüre von Benjamin Franklins Autobiographie, auf die Korrespondenz zwischen Zar Alexander I. und Thomas Jefferson, oder auf Alexander Puschkins Sympathie für James Fenimore Cooper und die Indianer. Aber wer wusste schon, dass sich in Nikolai Tschernyschewskis Werk Spuren der Tocqueville-Lektüre finden oder dass Walt Whitman sich für die russische Ausgabe seiner *Leaves of Grass* interessierte? Aber das ist erst die Vorgeschichte vor Großem Krieg und Revolution; der Punkt der engsten Berührung und auch Rivalität liegt im 20. Jahrhundert, in dem sich der Aufstieg der Neuen Welt vollzogen hat, die nun aber herausgefordert und überboten werden soll von der neuesten Neuen Welt, wie Cohen das im Titel seines Buches prägnant zuspitzt. Es gibt darin die Knotenpunkte des Aufbruchs nach dem Eintritt Amerikas in den Ersten Weltkrieg und der Russischen Revolution, dem „Wilsonian Moment“, der auf andere Weise auch „Lenin's Moment“ wurde, die Kontaktaufnahme in der Zeit der sowjetischen Industrialisierung und der Bewältigung der Großen Depression in der Zeit des *New Deal*, die Mitte der 1930er Jahre aber abgebrochen wird, das oft übersehene Kapitel der intensiven Zusammenarbeit während der Anti-Hitler-Allianz, die in Gestalt der Lieferung von Abertausenden von Jeeps, von Studebaker und Lebensmittelkonserven Spuren in der Alltagserinnerung von Sowjetbürgern hinterlassen hat, und schließlich die Zeit großer Hoffnungen auf eine friedliche Koexistenz in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren – all das wird ins Licht gerückt nicht nur entlang politischer Entscheidungen, sondern merklicher Alltagserfahrungen. Man könnte sagen, diese Begegnungsgeschichte ist vor allem markiert durch Ereignisse, in denen die Lebensformen, der gesellschaftliche Alltag besichtigt werden, entlang von Ausstellungen, die zu Publikumsmagneten auf beiden Seiten geworden waren: von den Weltausstellungen in Chicago 1893 und in New York 1939 bis zur großen USA-Ausstellung in Moskau 1959, die von mehr als zwei Millionen Sowjetbürgern besucht wurde und die vor allem durch das legendär gewordene Küchengespräch zwischen Nikita Chruschtschow und Richard Nixon in Erinnerung geblieben ist.

Zwischen diesen Eckpunkten liegen all jene Schichten, in denen Amerika wie Sowjetrußland mit den Herausforderungen und Problemen der Moderne konfrontiert waren, und die sie – anders

als das alte Europa – auf neue Weise anzugehen gedachten: Taylorismus und Fordismus im Prozess der Industrialisierung, Aufbau der Filmindustrie und neue Rolle von Radio und Fernsehen, Vorstellungen von Zeit-Management, nationale Projekte von Elektrifizierung und Infrastruktur-Ausbau. Gemeinsame Probleme werden über die „Systemgrenze“ hinweg diskutiert und verhandelt, zuweilen in frappierender Konvergenz, ob es sich um die Stadt der Zukunft, Vorstellungen von Desurbanisierung, neue Formen von Architektur und Wohnen, die Rolle des Plans handelt. In dieser Parallel- und Beziehungsgeschichte gibt es exotisch anmutende Fälle und Situationen, vor allem aber auch tragische Verwicklungen – etwa die amerikanische Vita des Architekten Vjačeslav Oltarževskij, der nach seiner Rückkehr aus den USA fast ein Jahrzehnt im Lager Vorkuta verbrachte, danach aber seine Wolkenkratzer-Erfahrung aus New York nach Moskau übertrug, was man bis heute mit geschultem Auge erkennen kann, obwohl man dort nicht von Wolkenkratzern (*neboskrebny/skyscrapers*) sprechen durfte, sondern nur von Hochhäusern (*vysotnye zdanija/highrises*), um den Unterschied zwischen kapitalistischem und sozialistischem Städtebau, zwischen internationalem und spezifisch russischem Stil zu unterstreichen. Oder man denke an die sowjetische Karriere des bedeutenden Designers Raymond Loewy bei der Entwicklung sowjetischer Autos oder an die Begeisterung von Victor Gruen, des Erfinders der amerikanischen Mall, für das Moskauer Kaufhaus GUM. Eine neue Welt schien sich zu öffnen mit Besuchen Duke Ellingtons und der Aufführung von George Gershwins *Porgy and Bess* in Leningrad. Alle diese Facetten sind in dem Band durch aussagekräftiges, bisher wenig bekanntes Bildmaterial illustriert – vielleicht hätte der Verlag aber etwas großzügiger, d. h. lesefreundlicher im Hinblick auf Schriftbild, Seitenspiegel und Index verfahren können. Der Reichtum des Materials, die Präsentation von spektakulären Begegnungen und Überschneidungen lässt umso mehr die Enttäuschungen von mehr als einer Generation erahnen, wenn es immer wieder zu Rückfällen der Amerikaphobie bekommen ist – ob zu Beginn des Kalten Krieges unter dem Label des „Kampfes gegen den Kosmopolitismus“ oder nach Chruschtschows Sturz, der alle Hoffnungen der „1960er“-Generation (*šestidesjatniki*) zunichtemachte. Die Russland-Faszination der Amerikaner – nicht nur von *fellow-travellers* wie Theodor Dreiser oder John Steinbeck als Berichterstatter während des Krieges – würde ein vergleichbares Werk verdienen. Mit diesem Buch wird für die alte Diskussion über *multiple modernities* (Shmuel Eisenstadt) ebenso neues und reiches Material geliefert wie für die Diskussion über die „entfernte Verwandtschaft“, die Wolfgang Schivelbusch zwischen den *New-Deal*-USA, Hitler-Deutschland und Mussolini-Italien ausgemacht hat. An Jean-Louis Cohens ebenso groß angelegter wie dichter Darstellung kann man allerdings auch ablesen, dass Zeiten von Phobie und Manie wechseln können, oft überraschend, wenn auch nicht über Nacht.

KARL SCHLÖGEL

Berlin

JGO 71, 2023/3, 524–528

Flüchtlinge und Asyl im Nachbarland. Die Tschechoslowakei und Deutschland 1933 bis 1989

Hrsg. von Detlef Brandes, Edita Ivaničková und Jiří Pešek. Essen: Klartext, 2018. 359 S. = Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission, 22; Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa, 51. ISBN: 978-3-8375-1905-1.

Das 20. Jahrhundert kann als das Jahrhundert von Flucht und Vertreibungen bezeichnet werden, denn es gibt kein einziges Jahrzehnt, in dem es nicht in irgendeinem Teil Europas zu einer Fluchtbewegung kam. Bereits mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges mussten Millionen von Menschen aufgrund der kriegerischen Ereignisse ihre Dörfer und Städte verlassen. Auch nach dem Ende des Krieges ereilte infolge der Neuzeichnung der politischen Grenzen und der kriegsbedingten Hungerkrisen abermals viele Tausende Menschen dieses Schicksal. Besonders betroffen davon war die Bevölkerung der aus dem Zerfall der früheren Großmächte hervorgegangenen neuen Nationalstaaten, deren politische Instabilitäten in den 1920er und 1930er Jahren zu weiteren Fluchtbewegungen führten. Zu neuen massenhaften Migrationen kam es dann in den 1950er und 1960er Jahren infolge der politischen Umwälzungen in der Tschechoslowakei. All diesen in der historischen Forschung bisher wenig beachteten, aber überaus wichtigen Migrationsbewegungen innerhalb Europas sind die insgesamt 19 Beiträge des vorliegenden Sammelbandes gewidmet.

Den Beginn bildet die – von den beiden Herausgebern und der Herausgeberin verfasste – Einleitung, in der sowohl ein kurzer und interessanter Überblick über die Geschichte des Asyls vom Altertum bis ins 20. Jahrhundert als auch eine knappe inhaltliche Präsentation der Sammelbandbeiträge gegeben wird. Diese können grob in zwei Gruppen unterteilt werden: Die Aufsätze des ersten Teils befassen sich mit den Migrationen zwischen der Tschechoslowakei und den benachbarten Ländern – insbesondere der Weimarer Republik und Österreich – in den Jahren 1918 bis 1938. Die Beiträge des zweiten Teils behandeln die Fluchtbewegungen in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg bis zum Zerfall der kommunistisch regierten Staaten im Jahr 1989. Die Zeit des Zweiten Weltkrieges und die damit verbundenen umfangreichen Migrationsbewegungen blieben ausgespart, da diese von der Deutsch-Tschechischen und der Deutsch-Slowakischen Historikerkommission bereits mehrmals thematisiert wurden, wie die beiden Herausgeber und die Herausgeberin anmerken (S. 23). Abgeschlossen wird der Sammelband mit einem umfangreichen und sorgfältig zusammengestellten Personen- und Ortsregister.

Zwei Überblicksaufsätze über das Asylrecht und die Aufnahme von Flüchtlingen in der Weimarer Republik (JOCHEN OLTMER) und in der Tschechoslowakischen Republik (DETLEF BRANDES) führen in das Thema für die Jahre zwischen 1918 und 1938 ein. In einem Rückblick auf das 19. Jahrhundert weist der Migrationshistoriker Jochen Oltmer darauf hin, dass die Staaten Mittel-, Ostmittel- und Osteuropas eher „asylfeindliche Haltungen“ (S. 34) gegenüber politischen Flüchtlingen einnahmen und diese daher vorrangig Asyl in westeuropäischen Ländern oder in Übersee fanden. In den Staaten Mittel-, Ostmittel- und Osteuropas war und blieb Asyl, wie der Autor ausführt, „immer ein politisch motivierter Akt der Duldung“ (S. 34). Das Ende des Ersten Weltkrieges bedeutete migrationspolitisch in zweierlei Hinsicht eine wesentliche Zäsur: Auf der einen Seite bedingte

die Neuziehung der Grenzen in Europa nach dem Zusammenbruch der ehemaligen Großmächte massive Bevölkerungsverschiebungen und Migrationen von rund 10 Millionen Menschen. Auf der anderen Seite wurden von einzelnen europäischen und auch außereuropäischen Staaten gesetzliche Maßnahmen (Quoten, Ein- und Ausreisevisa, Sichtvermerke etc.) in Angriff genommen, um Migrationsbewegungen besser regulieren zu können. Vor allem die restriktive Einwanderungspolitik in den Staaten Nord- und Südamerikas hatte zur Folge, dass Deutschland vom Transitland zu einem wichtigen Aufnahmeland für Flüchtlinge, Vertriebene und Umsiedler wurde. Trotz des 1929 beschlossenen „Deutschen Auslieferungsgesetzes“ waren vor allem ostjüdische und russische Flüchtlinge in Deutschland weiterhin von Abschiebung und Ausweisung bedroht, wurden in Lagern untergebracht und hatten kaum Möglichkeit, einer Erwerbstätigkeit nachzugehen. Die restriktive Politik gegenüber den Migranten veranlasste einen Großteil zur Weiterwanderung nach Frankreich oder in die USA. Auch die seit den 1920er Jahren im Entstehen begriffenen supranationalen Organisationen im Flüchtlingsbereich wie das Internationale Rote Kreuz oder die 1929 vom Völkerbund im Internationalen Nansen-Amt für Flüchtlinge zusammengefassten Flüchtlingsämter waren, wie Oltmer abschließend konstatiert, im Hinblick auf das Bemühen um „Internationalisierung der Flüchtlingspolitik vollkommen unzureichend“ (S. 53). Dies wurde in den Jahren des Nationalsozialismus mit all seinen schrecklichen Konsequenzen für die Flüchtlinge nur allzu sichtbar.

In einem deutlichen Gegensatz zu der eher restriktiven Flüchtlingspolitik der Weimarer Republik stand, wie Detlef Brandes in seinem Beitrag ausführt, jene in der Tschechoslowakei, die zunächst stark unterstützend vor allem gegenüber den russischen und ukrainischen Flüchtlingen agierte. Insbesondere intellektuelle russische Flüchtlinge wie Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler erhielten staatlicherseits großzügige Förderungen für ihre Aktivitäten – darunter auch die Etablierung von Verbänden, die nach dem Sturz des Sowjetregimes eine wesentliche Rolle bei der „Europäisierung Russlands“ spielen sollten. Auch die Angehörigen der 1919 und 1920 illegal auf tschechoslowakisches Territorium geflohenen ukrainischen Militäreinheiten aus der West- und Ostukraine konnten in den Lagern ihre Schul- bzw. Berufsausbildung fortsetzen. So konnte ein Teil von ihnen im Lager-Gymnasium das Abitur machen und ein Studium in Prag aufnehmen. Eine weitere Unterstützung erhielten die ukrainischen Flüchtlinge, von denen rund ein Viertel Intellektuelle waren, durch die Verlegung der Ukrainischen Freien Universität von Wien nach Prag im Jahr 1921. Als gegen Ende der 1920er und im Laufe der 1930er Jahre die Aussicht auf ein Ende des Sowjetstaates schwand, kam es zu weitgehenden Kürzungen der Finanzhilfen. Dies führte wiederum dazu, dass ein Großteil der ehemaligen Flüchtlinge nach Frankreich und in die USA weiterzogen, wobei die Reisekosten vom Staat übernommen wurden, wenn die Emigranten sich verpflichteten, nicht mehr zurückzukehren. Für die in der Tschechoslowakei verbliebenen rund 13 000 russischen und ukrainischen Flüchtlinge verschlechterte sich die Situation durch Entlassungen und Arbeitslosigkeit während der Weltwirtschaftskrise.

Nach diesen Ausführungen über die staatliche Asyl- und Flüchtlingspolitik in Deutschland und der Tschechoslowakei folgen drei Aufsätze (KATEŘINA ČAPKOVÁ, ZUZANA POLÁČKOVÁ, PETER BECHER), die sich mit den individuellen Schicksalen von prominenten (jüdischen) Persönlichkeiten aus Politik, Wissenschaft, Kunst und Kultur auseinandersetzen. Diese Menschen flüchteten nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten erst aus Deutschland und dann – nach dem sogenannten Anschluss – aus Österreich in die benachbarte Tschechoslowakei. Diesen Beiträgen kommt insofern besondere Bedeutung zu, da in der Emigrations- und Exilforschung meist nur

auf die endgültigen Ziel- und Ankunftsländer der Emigranten Bezug genommen wird, während die ersten und die weiteren Zwischenstationen als „Wartesäle der Emigration“ (S. 81) kaum in den Blick genommen werden. Studien wie diese zeigen, dass die Emigration der Betroffenen vielfach schwierige und langwierige *step-by-step*-Migrationen waren, die ohne individuelle oder organisierte Hilfsmaßnahmen nicht zu bewerkstelligen gewesen wären. Darüber hinaus zeigen diese Beiträge Aspekte auf, die fast typisch für Flüchtlingsbewegungen in Vergangenheit und Gegenwart sind: Der zu Beginn der 1930er Jahre großen Hilfsbereitschaft gegenüber den Flüchtlingen folgte im Aufnahmeland sehr rasch versteckte und offene Ablehnung, begleitet von unzähligen bürokratischen Hürden, die selbst so prominente Flüchtlinge wie Thomas Mann und seine Familie, Oskar Kokoschka oder Max Brod – siehe die Beiträge von Kateřina Čapková und Peter Becher – zu bewältigen hatten. Interessant sind auch die detaillierten Ausführungen von Zuzana Poláčková über die Schwierigkeiten von Migranten beim legalen bzw. illegalen Grenzübergang und über die Rolle der Grenzbeamten und Schlepper dabei (S. 100 f.). Vielfältige Hilfsmaßnahmen, die von materieller Unterstützung durch Hilfsfonds bis hin zur Unterbringung bei Familien reichten, erfuhren sowohl tschechische, jüdische und „nicht konforme“, also dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüberstehende deutsche Flüchtlinge mit tschechoslowakischer Staatsangehörigkeit, die ab dem Frühjahr 1938 aus den tschechoslowakischen Grenzregionen in das Landesinnere flüchteten (siehe den Beitrag von PETER HEUMOS), als auch sozialdemokratische Flüchtlinge aus Österreich und Deutschland – in diesem Fall durch sudetendeutsche Parteigenossen (dazu der Aufsatz von THOMAS OLLERMANN). Diese Flüchtlinge der 1930er Jahre waren nicht nur zunehmend fremdenfeindlichen und antisemitischen Angriffen ausgesetzt. Ein Teil von ihnen wurde, wie JAN BENDA anhand von bisher kaum aufgearbeiteten Quellenmaterialien darlegt, „als eine Antwort auf die Einwanderung aus den abgetretenen Grenzgebieten“ (S. 149) von der Prager Regierung in ihre Herkunftsgebiete zwangsweise rückgeführt und dadurch weiteren Gefahren ausgesetzt. Dass Menschen nicht nur vor den Nationalsozialisten flohen, sondern den Weg aus der Tschechoslowakei über die Grenze „heim“ ins Reich nahmen, diesem Aspekt sind die Aufsätze von STEFAN DÖLLING über das überwiegend von jungen Männern gebildete sudetendeutsche Freikorps unter Konrad Henleins Führung sowie von RENÉ KÜPPER über die Flucht und die Netzwerke sudetendeutscher Nationalsozialisten gewidmet. In den beiden Aufsätzen wird von den Autoren deutlich herausgearbeitet, dass diese Flüchtlinge im Deutschen Reich nicht die von ihnen erwartete Anerkennung von den Nationalsozialisten erhielten, sondern im Gegenteil, dass sie berufliche Benachteiligungen erfuhren, dass ihre DNSAP-Mitgliedschaft erst 1937 zur Aufnahme ins NSDAP-Mitgliederbuch führte und dass diese Ungleichstellung ein erhebliches Maß an Frustration auslöste (S. 177).

Im zweiten Teil des Sammelbandes stehen die Fluchtbewegungen aus der Tschechoslowakei von 1948, 1968 und 1989 sowie die in diesen Jahrzehnten auch erfolgten Remigrationen im Mittelpunkt der acht Beiträge. Dabei werden im Aufsatz von SLAVOMÍR MICHÁLEK sowohl die spektakulären „Fluchten in die Freiheit per Flugzeug“ durch „die Entführung von drei Zivil-Dakotas aus der Tschechoslowakei nach Deutschland“ als auch die Flucht mit dem sogenannten „Zug der Freiheit“ ausführlich und spannend geschildert. Insbesondere die Entführung der drei Dakotas hatte, wie der Autor erläutert, zu einer „anti-amerikanischen Medienhysterie“ (S. 210) und einem kleinen „diplomatischen Krieg“ (S. 215) zwischen der Tschechoslowakei und den USA geführt. Trotz großer Anstrengungen konnten weder die organisatorischen noch die personellen Hintergründe der Flugzeugentführungen gänzlich aufgedeckt werden.

Die Lebenswege der Geflüchteten waren unterschiedlich: Ein Teil kehrte zurück und hatte mit diversen Repressalien zu kämpfen, wie DUŠAN SEGEŠ in seinem Beitrag ausführlich darlegt. Andere wiederum emigrierten in die USA, nach Kanada, Neuseeland, Großbritannien oder in die Schweiz, oder aber sie blieben in den Erstaufnahmeländern Österreich resp. Deutschland. Einen detaillierten und informativen Bericht über die Exil-Lebenswege vor allem der 1968er-Emigranten bietet der Artikel von NILS LÖFFELBEIN. Eine wichtige Informations- und Kommunikationsquelle für die Flüchtlinge bildete das in München angesiedelte Radio Free Europe. Nach 1968 kam es hier jedoch immer wieder zu Konflikten zwischen den antikommunistischen Emigranten von 1948 und jenen von 1968, die den Kommunismus nicht nur miterlebt, sondern – aus der Perspektive der 1948er-Flüchtlinge gesehen – teilweise auch mitgetragen hatten. Trotz allem blieb eine Anstellung bei Radio Free Europe, laut der Autorin ANNA BISCHOF, bei den geflüchteten tschechischen und slowakischen Journalisten überaus begehrt. Unter den Emigranten waren auch zahlreiche Wissenschaftler, über deren Tätigkeiten in den westlichen Exilländern ANTONÍN KOSTLÁN ausführlich berichtet. LENKA ADÁMKOVÁ wiederum richtet in ihrem Aufsatz den Blick auf die deutschsprachigen Autoren und Autorinnen tschechischer Herkunft im Exil und deren Auseinandersetzung mit der Frage „Wo ist meine Heimat?“. Diese Intellektuellen nahmen, wie Adámková abschließend resümiert, vielfach die Rolle von „Brückenbauern zwischen Tschechen und Deutschen“ (S. 308) ein. In den 1970er und 1980er Jahren verließen rund 220 000 weitere Personen auf unterschiedlichen (Flucht-)Wegen das Land, von denen rund 40 % zwischen 16 und 30 Jahre alt waren und aus dem Arbeiter- und Angestelltenmilieu stammten. Die Motive für das Verlassen der Tschechoslowakei waren weniger politischer Natur, sondern vor allem ökonomische Unzufriedenheit, die fehlende Reisefreiheit oder ganz allgemein „Emigration als Form des Protestes“, wie es der Autor TOMÁŠ VILÍMEK bereits im Titel seines Aufsatzes prägnant formuliert. Den Abschluss des Sammelbandes bildet ein detaillierter Überblick von JAKUB DOLEŽAL über die ereignisreichen Tage und Wochen von ostdeutschen Flüchtlingen in der Tschechoslowakei, die bereits Mitte August 1989 mit ersten Schutzsuchenden in der bundesdeutschen Vertretung in Prag begannen und mit dem endgültigen Fall der Berliner Mauer am 9. November 1989 ihren Abschluss fanden.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der Sammelband eine bisher bestehende Lücke in der binneneuropäischen Migrationsforschung über die Fluchtbewegungen im 20. Jahrhundert schließt. Die Anordnung dieser insgesamt 18 interessanten und spannend zu lesenden Beiträge – einerseits entlang der historischen Zeitachse und andererseits inhaltlich von der staatlichen gesetzgeberischen Ebene bis hin zu den einzelnen individuell betroffenen Flüchtlingen – kann als überaus gelungen bezeichnet werden. Obwohl, wie auch im Titel angekündigt, Flucht und Asyl zwischen den beiden Nachbarländern Tschechoslowakei und Deutschland im Mittelpunkt der Ausführungen stehen, wird in einigen inhaltlichen Analysen auch auf Österreich Bezug genommen. Dies ist insofern wichtig, da es nicht nur eine historisch lange „gemeinsame“ Migrationsgeschichte bis zum Ende des Ersten Weltkrieges und der Etablierung der neuen Nationalstaaten gab, sondern weil es auch danach im gesamten 20. Jahrhundert zwischen der Tschechoslowakei und Österreich zu zahlreichen freiwilligen wie unfreiwilligen Migrationen in beide Richtungen kam. Umso erfreulicher ist es, dass in diesem Sammelband auch diese Aspekte aufgegriffen und nach der langen wissenschaftlichen Durststrecke während der Jahrzehnte der kommunistischen Herrschaft in der Tschechoslowakei thematisiert werden. Dem Sammelband ist zu wünschen, dass er sowohl in Deutschland als auch in Österreich eine breite Rezeption findet und zu einem differenzierten

Verständnis von Flucht und Asyl, die eben auch in Binneneuropa eine lange Geschichte haben, beiträgt.

SYLVIA HAHN

Salzburg

JGO 71, 2023/3, 528–530

Julia E. Ault

Saving Nature Under Socialism. Transnational Environmentalism in East Germany, 1968–1990

Cambridge, New York: Cambridge University Press, 2021. XIII, 262 S., 6 Abb. = New Studies in European History. ISBN: 978-1-316-51914-1.

The history of German environmentalism has not only been a hot topic among historians, it is often also used as a reference in global contexts, showcasing Germany's exemplary development as the "greenest nation". However, in most scholarly work to date, the history of East German environmentalism has played only a minor role, with the exception of general studies on social movements at the end of the 1980s. Julia E. Ault tries to close this gap by tracing the various attempts of the East German government and society to protect the environment. She argues that despite environmental failures and its bad reputation, "the communist dictatorship embraced environmental protection" (p. 2). As indicated in the title of her book, Ault seeks to focus on the transnational character of environmentalism, namely the interconnections between East and West Germany, but also the impact of the development of Poland's environmentalism on the GDR.

Her ultimate aim is to "produce a more nuanced understanding of who engaged with the environment" (p. 11) as "many different strands of East German environmentalism [...] resist easy categorization" (p. 18). *Saving Nature*, which is based on a broad range of archival materials, concludes with the observation that the ruling Socialist Unity Party of Germany (SED) in the German Democratic Republic was well able to raise awareness on the state of the environment but was less adept at following through on its promises to protect it.

Following a chronological structure, the book traces in each chapter a different form of environmentalism, either exercised by the state, by the protestant church, or by individuals. At first, it seems puzzling to see the GDR government described as a body that advocated the preservation of the environment. A definition and contextualization of the term "environmentalism" in the introduction of the book could have been useful to avoid the impression that the SED was prioritizing the environment. The first two chapters focus on the state by showing how the SED recognized the centrality of nature and how the Party tried to raise environmental awareness among its population through "Take part!" campaigns. Ault describes how the country's leadership juggled the different contradictory aims of environmental protection and economic growth. However, as Ault and others before her have illustrated, rather than investing in long-term solutions to environmental problems increasingly being called for by the citizens, the GDR leadership refused to change modes

of production. In the parallels between Poland and the GDR, Ault sees “commonalities of Soviet-Style communism in eastern Europe” (p. 30). Since she does not mention it in the introduction, at least in these two chapters, Ault should have referred to environmental management in the Soviet Union, on which extensive scholarly work has been produced in recent years. Instead, however, she treats the environmental histories of the two command economies, the GDR and Poland, as unique phenomena. A contextualization would not only have made the chapter more complete, but it might also have led to a more profound argument on the involvement of the GDR government in environmental protection.

After examining the state, *Saving Nature* turns to the protestant church in the GDR. Despite the contentious role of the church within the state, it became a “safety valve” for East German society, providing a safe space first for peace movements and later, in the early 1970s, for environmental movements. Organizations within the church, such as the Ecclesiastical Research Center (*Kirchliches Forschungsheim*) formed working groups on the environment, in which scientists, engineers, and theologians debated and disseminated information on environmental knowledge. Ault argues that church-based environmentalism revealed the shortcomings of the SEDs socialist environmentalism and in doing so expanded the movement many times over in the 1980s. Ault explains the rise in popularity of the environmental movement with the peace movement’s loss of momentum in 1983 as well as the SED’s decision in 1982 to restrict access to environmental data. It would also have been interesting to link the rise in popularity to a general dissatisfaction and frustration with the GDR leadership and the system as a whole and to ask participants in the movement about their motivation for joining it.

While Ault refers in all chapters to either Poland or West Germany to emphasize the GDRs role as a bridge between East and West, chapter 4 deals with this link in more detail by tracing how environmentalists on both sides of the Iron Curtain as well as in Poland reacted to transboundary water and air pollution. In particular, contaminated water in border-crossing rivers and forest dieback from acid rain led to environmental cooperation between the GDR and the Federal Republic of Germany (FRG) and revealed crucial information on environmental pollution in the GDR.

Moving further in the chronology, the book’s fifth chapter traces the protests in the GDR after the 1986 Chernobyl disaster. Ault argues that the accident “reshaped environmental movements, anti-communist rhetoric and connections in central Europe” (p. 167) as the disaster management in the Soviet Union as well as in the GDR sparked a broader awareness of environmental issues in general and bigger questions about the system as a whole. Ault sees the reliance of East Germans on West German publications as a reflection of asymmetrical entanglements between the two Germanies.

In her last chapter, Ault traces the accumulation of different citizen’s movements in the GDR in the late 1980s which, almost without exception, adopted environmental issues. She argues that the movements “recognized and traded on the GDRs ecological disaster to gain popularity, using it as an argument for democratization and more voices in the political press” (p. 208). Although Ault does not make any further references to this, similar arguments have been made by historians on the Soviet Union’s environmental movements. It is therefore regretful that Ault does not embed her research in the Soviet context, although it has great explanatory potential for the entire story of environmental movements in the GDR. In the second part of this last chapter, she reflects upon the recovery of the East German environment over the following two decades with the help of West

German agencies and organizations. She concludes that the cleanup often displaced and marginalized the same individuals and activists that had pushed for change before 1989, as it was largely West German laws, practices, and funds that were used to address the pollution.

The book provides a very good synthesis on the history of East German environmentalism and shows that the roots of the environmental movements of the 1980s reach back to the late 1960s. Moreover, Ault demonstrates that not only the church and individuals engaged in environmentalism, but at the start, the East German government, too, embraced environmental protection at least to some extent, even though implementation proved difficult in the end. There is, however, one major shortcoming. The narrative is very much focused on a general overview of environmentalism from the perspective of the SED and larger organizations such as the church, but within these structures Ault provides almost no insight into the views and perspectives of individuals. One learns very little about the motivation of the people involved in environmentalism, about how they viewed the state's response to environmental degradation, and about internal differences. It remains unclear what exactly these different groups believed to be worthy of protection and defense, and why. In a similar vein, it would have been interesting to learn more about these socialist environmentalists, their social backgrounds, and biographies. As a consequence, the reader gets the impression of a very monolithic structure. These nuances would have been important to expand "our understanding of the greening of post war Central Europe" (p. 228) as per the book's aim. Despite this shortcoming, *Saving Nature* is a thoroughly researched, well-written, and well-structured book, which provides interesting insights into the entanglements between the environment and the state in East Germany.

KATJA DOOSE

Fribourg

JGO 71, 2023/3, 530–532

Ljiljana Radonić

Der Zweite Weltkrieg in postsozialistischen Gedenkmuseen. Geschichtspolitik zwischen der ‚Anrufung Europas‘ und dem Fokus auf ‚unser‘ Leid

Berlin: de Gruyter, 2021. VIII, 327 S., 56 Abb. = Medien und kulturelle Erinnerung, 6. ISBN: 978-3-11-071481-4.

Ljiljana Radonić beschäftigt sich mit Geschichtsmuseen und Gedenkstätten in ostmittel- und südosteuropäischen Mitgliedstaaten der Europäischen Union (EU) und der NATO. Den Schwerpunkt bilden dabei Gedenkmuseen zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs. Mit dem Anspruch, die Geschichtspolitik der verschiedenen Länder zu vergleichen, die in den von ihr untersuchten Gedenkmuseen zum Ausdruck kommt, will sie den engen nationalen Blickwinkel überwinden.

Die theoretische Einbettung erfolgt zunächst über Ausführungen zum Begriff „Geschichtspolitik“, zur Gedächtnistheorie und zu einer Europäisierung der Erinnerung. Letztere wiederum stehe im Spannungsverhältnis zur „Universalisierung oder Kosmopolitisierung des Holocaust“ (S. 23).

Beide Tendenzen seien bei der Osterweiterung von EU und NATO wirksam geworden, wobei die neuen EU-Mitgliedstaaten das eigene Leiden unter der stalinistischen bzw. kommunistischen Herrschaft nach 1945 nur unzureichend berücksichtigt fanden.

In ihrem methodologischen Teil erläutert die Verfasserin den Stand der interdisziplinären Forschung zur Rolle der Museen. Sie erscheinen als Einrichtungen, die Raum bieten für die Verhandlung von unterschiedlichen Auffassungen über die Geschichte und deren Wirkung in der Gegenwart. Hierbei erfahre die Geschichte ihre „Kodifizierung“ (S. 39). Dazu dienten Ästhetik, materielle Objekte, Bilder und knappe Texte. Auf diese Weise seien im jeweiligen nationalen Rahmen entsprechende Leitnarrative geschaffen worden, wobei wiederum von bestimmten erzählerischen Elementen (*storylines*) Gebrauch gemacht wurde.

Als Quellen der Forschungsarbeit fanden in erster Linie die Ausstellungen selbst, die Veröffentlichungen der ausgewählten Museen sowie publizierte Aussagen von Museumsdirektoren und Kuratoren Berücksichtigung, sofern sie sich über Sinn und Zweck der früheren wie der aktuellen Präsentationen geäußert hatten.

Der Hauptteil – „Der Zweite Weltkrieg im Museum“ – stellt einzelne Geschichtsmuseen und Gedenkstätten in Kroatien, Polen, Slowenien, Tschechien, Ungarn, der Slowakei und den drei baltischen Staaten vor. Die Unterkapitel folgen der Chronologie und sind den Jahren bis 1989, den 1990er, den 2000er Jahren und in einem Ausblick dem Zeitraum seit etwa 2010 gewidmet. Dabei betrachtet die Verfasserin die von ihr ausgewählten Museen nach ähnlichen Kriterien, wobei neben der im Untertitel der Monographie angesprochenen Problematik auch noch die Frage thematisiert wird, inwieweit sich eventuell eine ideelle und praktische Orientierung an Deutschland auf die untersuchten Präsentationen von Geschichte ausgewirkt haben.

Für die 2000er Jahre ist die Kommunikation mit „Europa“ und die Beeinflussung der Geschichtspolitik der hier untersuchten Staaten infolge deren EU-Beitrittsbemühungen kennzeichnend. Sie hatten durch die „Anrufung Europas“ den Beweis des Europäischseins zu liefern (S. 98). So wurde das zu Beginn der 2000er Jahre grundlegend neugestaltete Gedenkmuseum im ehemaligen kroatischen KZ Jasenovac zum „Zugpferd nach Europa“ (S. 107), das den EU-Beitrittsprozess Kroatiens unterstützen sollte. Währenddessen entstand in Budapest ein Holocaust-Gedenkzentrum (HDKE), das sich dadurch auszeichnet, dass es „die von der Mehrheitsbevölkerung begangenen, nicht selbst erlittenen Verbrechen“ nicht mehr übergeht, sondern mitberücksichtigt (S. 125). Dem stehen das 1992 in Vilnius eingerichtete, die litauischen Opfer der sowjetischen Herrschaft thematisierende Museum der Genozidopfer (seit 2018 Museum der Okkupationen und Freiheitskämpfe), das Museum des Warschauer Aufstands in der polnischen Hauptstadt und das Haus des Terrors (Terror Háza) in Budapest gegenüber, in denen es vor allem um die Betonung des „eigenen Leids“ ging und z. T. noch geht. Ungarn zeichnet sich seither durch eine geradezu arbeitsteilige museale Erinnerungskultur aus: Dem etwas abseits gelegenen, der Judenverfolgung gewidmeten Gedenkzentrum steht das weitgehend dem Leiden der Ungarn unter der kommunistischen Herrschaft vorbehaltene, an zentraler Stelle errichtete Nationalmuseum gegenüber.

Bulgarien und Rumänien kommen als Sonderfälle vor, da es in beiden Ländern bislang zu keiner geschichtspolitischen Festlegung gekommen ist. Im vergangenen Jahrzehnt hielt dann die „Universalisierung des Holocaust [...] im Baltikum Einzug“ (S. 242). Die rückwärtsgewandte Entwicklung in Ungarn und in Polen kritisiert Radonić als „autoritären Backlash“ (S. 256) im Zeichen eines Ethno-Nationalismus. Deutlich werde dies etwa im Museum, das dem Warschauer Aufstand von

1944 gewidmet ist: Es präsentiert jüdische Aufständische, die den im Jahr zuvor stattgefundenen Gettoaufstand überlebt hatten, nun als „foreigners with the insurgent armband“ (S. 285).

Radonić stellt gebührend heraus, welch große Bedeutung beim Gedenken an die Opfer die Wende zur Individualisierung hatte. Sie übt berechtigte Kritik am leichtfertigen Umgang mit Fotos aus dem Lager Auschwitz-Birkenau im Budapester Holocaust-Gedenkzentrum, für die im Sonderkommando eingesetzte Häftlinge „ihr Leben riskiert hatten“ (S. 128). Die Debatten um das angemessene, lange überfällige Gedenken an die Opfer unter den Roma-Minderheiten bezieht sie mit ein. Am Ende erweist sich der im Untertitel der Monographie formulierte Anspruch auf eine geschichtspolitische Erklärung und Einordnung der Ergebnisse, welche die Verfasserin bei der Untersuchung der Gedenkmuseen erarbeitet hat, jedoch als über weite Strecken nicht eingelöst. Zwar gewährt Radonić eine Vielzahl anschaulicher Einsichten in die in raschem Wandel begriffenen Verhältnisse zeitgeschichtlich ausgerichteter Museen in Ostmittel- und Südosteuropa, Konflikte über inhaltliche und gestalterische Aspekte der Musealisierung stehen jedoch nicht im Mittelpunkt. Dazu hätte die Verfasserin etwa die Tätigkeit der beteiligten nationalen Institutionen genauer betrachten müssen. Somit tauchen die Akteure der museumspolitischen Entscheidungen und ihre Motive nur am Rande auf. Die Auswahl der in diese Studie einbezogenen Gedenkeinrichtungen wird nicht näher begründet, und ihr Vergleich erfolgt eher als eine aneinanderreihende Gesamtchau der Veränderungen in der einschlägigen ostmittel- und südosteuropäischen Museumslandschaft. Unbeleuchtet bleibt zudem, welche länderübergreifenden Einflüsse wo und auf welche Weise im Einzelnen wirksam wurden.

In Tabelle 3 fasst die Verfasserin ihre wichtigsten Ergebnisse – unter Einschluss des Kollaborationsthemas – auf knappem Raum zusammen (S. 282–285). Die von der Verfasserin vorgelegte, hier rezensierte „Typologie postsozialistischer Gedenkmuseen über die Zeit des Zweiten Weltkriegs“ soll – wie Radonić ankündigt (S. 286) – alsbald durch eine weitere, „westliche“ und russische Museen einbeziehende Untersuchung vertieft werden. Für eine solche Untersuchung, die noch aussagekräftigere Erkenntnisse erwarten lässt, hat Radonić mit ihrer Studie hinsichtlich des von ihr in den Blick genommenen Teils von Europa bereits erste tragfähige Grundlagen geschaffen.

Ljiljana Radonićs Monographie, die auf ihrer an der Universität Wien entstandenen Habilitationsschrift beruht, gehört zu den Publikationen, die auch online verfügbar sind (<http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:101:1-2021081119084805419495> [17.03.2023]).

KLAUS-PETER FRIEDRICH
Marburg/Lahn

JGO 71, 2023/3, 533–534

Andrea Lanoux / Kelly Herold / Olga Bukhina

Growing Out of Communism. Russian Literature for Children and Teens, 1991–2017

Paderborn: Schöningh, 2022. XXIV, 256 S., 33 Abb., 2 Tab. = Russian History and Culture, 23. ISBN: 978-3-506-79184-9.

Throughout the twentieth century, Russian literature for children of the Soviet period was dismissed as propaganda and was therefore rarely the subject of scholarly discussion in Slavic studies in the West. With a few exceptions (such as studies of the OBERIU poets Daniil Kharms and Aleksandr Vvedenskii), researchers turned to this period to discuss the movement of adult poets into children's literature, as "real" adult literature offered them no such opportunity. The collapse of the Soviet Union significantly changed the spheres of interest of Slavic scholars, and children's literature and childhood culture gradually entered previously inaccessible research territory.

In the first decade of the twenty-first century, Catriona Kelly's seminal study *Children's World: Growing up in Russia, 1890–1991* (New Haven, London 2007) set new parameters for the study of childhood history in Russia, while Ben Hellman's *Fairy Tales and True Stories: The History of Russian Literature for Children and Young People, 1574–2010* (Leiden 2013) and Olga Voronina's edited volume *A Companion to Soviet Children's Literature and Film* (Leiden 2019) demonstrate that children's literature and childhood culture have become legitimate and widely sought-after subjects of contemporary academic research. The collective monograph *Growing Out of Communism: Russian Literature for Children and Teens, 1991–2017* (Leiden 2022) by Andrea Lanoux, Kelly Herold, and Olga Bukhina has taken its rightful place among the works listed above. Notably, this work stands out due to its focus on the contemporary development of children's literature in Russia.

What makes the book unique is its emphasis on contemporaneity. Five of the six chapters addressed the creation and dissemination of new children's literature in the post-Soviet era, providing a detailed overview of the works of new authors and examining the development of a new children's reading environment. In their introduction, Lanoux, Herold, and Bukhina write about the complex perception of the past in Russia – a country that had bid farewell to its history on multiple occasions to reconstruct it anew. The authors argue that the caesura between the Soviet era and the post-Soviet era could not but affect the state of children's literature, which in the post-Soviet period has required a new relationship between authors and readers as well as new publishing practices. Among the topics covered in their discussion of this new stage in the development of children's literature were the emergence of new publishing venues, the rise of mass-market publications, new commercial relationships between publishers and authors, and the industry's struggle to free itself from the dominance of established models of Soviet children's literature.

Chapter I of the study is devoted to the history of children's literature in Soviet Russia. While the authors consistently remind readers that the book's focus lies on the post-Soviet era, their generalized approach and occasional lack of historical context in the treatment of the material may cause some confusion regarding the selection of works intended to illustrate their vision of the history of children's literature. For example, when discussing archetypal heroes and master plots, the authors group the novels of Veniamin Kaverin, Ruvim Fraerman, and Aleksandra Brushtein under the category of *Bildungsroman*. While it is true that these three books share elements of the "novel of education" genre, this is a general tendency in children's literature, and the three works differ in their structures and their authors' objectives. The same extrahistorical approach allows the authors to group the texts of Kornei Chukovskii, Viktor Dragunskii, and Valerii Medvedev in the category of civilization narrative. This mosaic-like selection of texts and the lack of terminological clarity hinders the reader's ability to grasp the evolution of ideas and plots, essential components in understanding the history of the development of children's literature.

Subsequent chapters in the book examine contemporary literature and describe its development. Chapter II explores the transformation of literary institutions, providing valuable insights into new publishers, literary prizes, and critical publications dedicated to the analysis of children's literature. Footnotes throughout the text offer a wealth of additional material, including interviews with writers and publishers, online resources, and relevant articles. Chapters III and IV focus on new genres and the new generation of Russian children's authors. These chapters discuss both the continuity of literary traditions and innovations in the development of children's literature in Russia. Thus, in analyzing the new genre of advice literature, Lanoux, Herald, and Bukhina observe its fixation on dividing its readers by gender and the persistence of gender standards and stereotypes of Soviet times.

In their examination of new trends in poetry, the authors draw connections between the new practices of such poets as Artur Givargizov and Andrei Usachev and those of the censored poets of the late 1970s and 1980s, such as Oleg Grigor'ev and Mikhail Iasnov, from which, according to some authors (e.g., Marina Boroditskaia) (p. 121), the former emerged. By providing a detailed overview of the works of new authors in children's prose, Lanoux, Herald, and Bukhina emphasize their diverse backgrounds. As representatives of various professional backgrounds (Nina Dashevskaja is a musician, Ekaterina Murashova is a psychologist, and Dina Sabitova is a linguist), these writers have direct experience of the new reality faced by young readers in the rapidly changing post-Soviet era.

In Chapter V, the authors analyze examples of adolescent fiction by writers such as Nina Dashevskaja, Daria Dotsuk, Daria Vilke, and Iulia Kuznetsova, whose task is to help their readers find a place in their communities (pp. 169–193). They seek to reveal the dual processes in contemporary children's literature, while demonstrating how these new authors make use of genres established in Soviet children's literature, such as the school story, the adventure story, and the fairy tale narrative. Lanoux, Herald, and Bukhina convincingly show how contemporary content blurs the established genre framework and returns agency to the child hero, which was often compromised in Soviet-era children's texts. Of particular note is Chapter VI, in which the three scholars highlight the changing roles of children's magazines, libraries, and bookstores and discuss the role of the internet as a resource for communication and opinion exchange between peers, authors, and readers. It describes, for the first time, new online modes of communication and exchange for young readers and writers. The authors argue successfully that the analysis and depiction of such models could become new topics in future studies of children's literature.

This book deserves a broad readership and invites both critical and creative engagement with its approaches and interpretations. It makes a major contribution to our understanding of contemporary Russian children's literature. While it will appeal to experts in the field, nonexperts will also find it accessible, engaging, and informative.

MARINA BALINA

Lexington, KY